

Massenverhaftungen im Juni 1938

Am Montag, dem 13. Juni, läutet wenige Minuten nach Büroöffnung unsere Telefonistin zu mir herüber. Ich weiß, daß diese Morgenanrufe nie etwas Gutes bringen. Soeben hätten zwei Kriminalbeamte unseren technischen Angestellten Paul Munk, einen Mann von 45 Jahren, abgeholt. Im Laufe des Vormittags höre ich von drei weiteren Verhaftungen. Ich rufe die jüdische Gemeinde an. Auch dort sind eine Anzahl von Verhaftungen bekannt geworden. Rabbiner Maybaum⁴⁴ meldet sich telefonisch. Ob ich auch wirklich im Büro sei, ob Hirschberg da sei, ob er ins Büro kommen könne. Er erscheint unrasiert, in jämmerlichem Zustand; er hat die Nacht in einem Auto verbracht. Spät nachts hatte man ihn gewarnt: in den Morgenstunden des 13. Juni würden alle Juden verhaftet, die vorbestraft sind, die in Schutzhaft waren oder gegen die irgendeinmal ein Verfahren geschwebt hätte. (Maybaum fiel unter die Schutzhäftlinge; ein jüdischer Spitzel hatte ihn wegen einer Propheten-Auslegung denunziert, die Hitler beleidigte.) So hätte diesem jüdischen Warner sein Dienstmädchen, die Braut eines Polizeibeamten, berichtet. Unsere Spezialanwälte sind bereits von einigen Frauen beauftragt und begeben sich ins Polizeipräsidium. Von den Frauen der Verhafteten kann ich nichts erfahren, was auf den Grund hindeutet. Nur so viel steht fest, daß eine Massenverhaftung in Gang ist. Ich unterrichte die Reichsvertretung. Mittags gegen zwei Uhr endlich weiß ich, was vor sich geht. Unsere anwaltlichen Freunde haben zwar im Polizeipräsidium ebenso vergeblich um Auskunft gebeten wie die Angehörigen. Aber durch einen Zufall hatte ein Anwalt den Wortlaut der Polizei-Verfügung lesen können.

„In der am 13. Juni 1938 beginnenden Woche sind männliche Juden, die mit einer Gefängnisstrafe von mehr als einem Monat oder mit einer Geldstrafe bestraft sind, deren Ersatz Freiheitsstrafe mehr als 1 Monat beträgt, in Vorbeugungshaft zu nehmen. Sie sind ohne Vernehmung in das Konzentrationslager Buchenwald zu bringen. Mit der Durchführung der Aktion ist das Reichskriminal-Polizeiamt beauftragt. gez. Heydrich.“⁴⁵

⁴⁴ Dr. Ignaz Maybaum (1897–1976) war nach seinem Studium in Berlin Rabbiner in Bingen/Rhein und Frankfurt an der Oder, bis er 1936 zur Jüdischen Gemeinde nach Berlin kam. Maybaum emigrierte 1939 nach England und war nach dem Krieg als Rabbiner und als Dozent für Theologie am Leo Baeck College in London tätig.

⁴⁵ Am 1. Juni 1938 verschickte das Reichskriminalpolizeiamt einen von Heydrich unterzeichneten Erlaß, daß in der Woche zwischen dem 13. und 18. Juni jede Kriminalpolizeileitstelle „mindestens 200 männliche arbeitsfähige Personen (asoziale) in polizeiliche Vorbeugungshaft zu nehmen“ habe. In einem zweiten Punkt bestimmte Heydrich: „Ferner sind ebenfalls in der Woche vom 13. bis 18. Juni alle männlichen Juden des Kriminalpolizeileitstellenbezirks, die mit mindestens einer Gefängnisstrafe von mehr als einem Monat bestraft sind, in polizeiliche Vorbeugungshaft zu nehmen.“ Reichssicherheitshauptamt – Amt V (Hg.), Vorbeugende Verbrechensbekämpfung – Erlaßsammlung, o. O., o. J. (Berlin 1943), S. 81–82. Vgl. dazu Einleitung, S. 18.

Nach wenigen Tagen wissen wir, daß etwa 2200 Juden verhaftet sind⁴⁶. In das Lager Buchenwald sind 1200 bis 1300 eingeliefert, der Rest in das Konzentrationslager Sachsenhausen (unmittelbar bei Oranienburg). Buchenwald hatte anscheinend keinen Platz für den ganzen Massenfang. Wir warnen einige, die bisher noch nicht verhaftet sind. Evas unglücklicher Stiefvater, Walter B., der neun Monate wegen Rassenschande verbüßt, dann schon einmal wegen einer Vorladung zur Gestapo zu fliehen versucht hatte, von der holländischen Polizei aber nicht über die Grenze gelassen wurde, ist noch nicht gefaßt. Ich weiß, daß der schwächliche Mensch mit seinem auffallenden Äußeren nicht mehr lebend aus dem KZ zurück kommen würde. In monatelanger Arbeit hatte ich seine Auswanderung nach Argentinien vorbereitet. Die Fahrkarte liegt bereit, ein kleiner Devisenbetrag ist bewilligt, das alles müssen wir jetzt fahren lassen; es gilt, ein armes, gehetztes Leben, aber doch ein Leben, zu retten. Ich bestehe auf Flucht, sofort, ohne Geld, ohne Gepäck. Noch kann sich der arme Teufel nicht entschließen, auf sein bißchen Habe zu verzichten. Aber ich jage ihn aus seiner Wohnung. In den frühen Morgenstunden fragen zwei Kriminalbeamte nach ihm; sie kommen am Vormittag wieder, sie wiederholen den Besuch am Nachmittag. Abends keucht das gehetzte Wild fort aus Berlin und ist am nächsten Morgen in Reichenberg (Böhmen). Gerettet! Heute sitzt der brave Mann in Argentinien. Es geht ihm wahrscheinlich besser als vielen seiner Verwandten, die vor einem halben Jahr noch wohlhabende Bürger, heute auf einem der Cuba-Schiffe umherirren und nicht wissen, wo das Meer sie anspülen wird.

Zur gleichen Zeit, zu der die Massenverhaftung die Juden aufwühlte, überstürzten sich die Gerüchte. Ob sie bewußt ins jüdische Publikum filtriert wurden, um die Verzweiflung zu steigern, oder ob solche Pläne wirklich bestanden, ließ sich nicht feststellen. Hartnäckig hielt sich die Behauptung, daß in den nächsten Tagen alle jüdischen Wohnungen durchsucht würden. 100 000 SA-Leute seien dafür aufgeboten; in einer der nächsten Nächte aufgeboten. Dr. J. aus G. kommt zu mir, um mich zu warnen. Der wackere Mann hatte sich im Kampf um unsere Existenz oft bewährt. Am 30. Juni 1934, dem Tag der Mordfreiheit⁴⁷, war er nur dadurch dem Schicksal der sieben jüdischen Opfer des Schlachttages entgangen, daß seine tapfere Frau sich über ihn warf. Er müsse

⁴⁶ Die historische Forschung geht von etwa 1 500 Juden aus, die im Zuge der Juni-Aktion verhaftet und in die Konzentrationslager Dachau, Buchenwald und Sachsenhausen verschleppt worden sind.

⁴⁷ Am 30. Juni 1934 beendete Hitler einen schwelenden Machtkampf, indem er in einer von Himmler und Göring vorbereiteten, von der Wehrmacht unterstützten Aktion nahezu die gesamte SA-Führung verhaften und zahlreiche SA-Führer, darunter SA-Chef Ernst Röhm, erschießen ließ. Die SS-Mordkommandos töteten aber zusätzlich auch rechtskonservative Gegner Hitlers, wie den Leiter der Katholischen Aktion, Erich Klausener, den ehemaligen bayrischen Generalstaatskommissar von Kahr oder den ehemaligen Reichskanzler General Kurt von Schleicher. Zugleich bot die Mordaktion Gelegenheit für antisemitischen Terror. Insgesamt wurden 83 Menschen auf zum Teil brutale Weise ermordet. Vgl. Einleitung, S. 13.

Berlin verlassen, sagt er; noch einmal könne er die Horden nicht in seiner Wohnung wüten sehen.

Die Juden in ganz Deutschland sind von furchtbarem Entsetzen gepackt. Generationenlang war der Mord nicht in jüdische Familien eingebrochen. Jetzt zittern Tausende um ihre Angehörigen in den Lagern, in denen sie gelernten Mördern in Uniform ausgeliefert sind. Noch immer sind die Juden gewohnt, in den Begriffen des Rechtsstaates zu denken. Sie sind ja Kinder des Liberalismus und frei geworden, als der Rechtsstaat den Absolutismus ablöste. Sie fragen nach Schuld, wenn sie von Sühne hören. Auch in diesen fünf rechtlosen Jahren haben sie nicht aufgehört, nach Schuld zu forschen, wenn die kriminellen Lenker des Willkürstaats ihre Opfer in die Konzentrationslager schleppten. Und es gab ja immer eine individuelle Erklärung des Willküraktes, mochte sie auch noch so fadenscheinig sein. „Politiker der alten Schule ins KZ!“ – Bedauerlich, aber das ist die neue Praxis. „Nörgler und Besserwisser ins KZ!“ – Hart, aber man muß seine Zunge hüten. „Jüdische Rückwanderer ins KZ!“ Furchtbar! Nun darf man sein Vaterland nicht einmal wiedersehen. „Devisenverbrecher, politische Delinquenten und Rassenschänder ins KZ!“ – Ungeheuerlich, die Menschen haben ihre ordentliche Strafe ja verbüßt, und nun sollen sie doppelt leiden! Aber, das ist das Dritte Reich, in dem es keine Freiheit mehr gibt. So erhielt man Antwort auf die Frage nach der individuellen Schuld jener vielen hundert Juden, die seit 1933 in den Lagern gelebt hatten und von denen so viele gestorben waren. Bei diesen Verhaftungen des Juni 1938 aber ging es nicht mehr um individuelle Schuld, das war eine Massenaktion.

Unser Büro ist überfüllt von gepeinigten Frauen aus dem ganzen Reich, deren Männer in Buchenwald oder Sachsenhausen sind. Noch immer gibt die Polizei keine Auskünfte, nicht aus bösem Willen, sondern weil sie dem Ansturm nicht gewachsen ist. Aus Beuthen kommen die Frau des Rechtsanwalts Kuttner, Frau Ino Schwarz und Arnold Katz zu mir. Sein Sohn Paul hatte gerade sechs Monate Gefängnis wegen Beleidigung Görings oder besser der neuesten Göringschen Sommeruniform abgessen, um kaum vier Monate nach dem Strafe seine Freiheit erneut zu verlieren⁴⁸. Über das Schicksal dieser Familie ließe sich allein ein Drama schreiben. Unglück folgt auf Unglück, ein Hitler-Hieb saust nach dem anderen auf Sohn, Mutter und Vater nieder. Der Dramatiker, der so etwas erfinden wollte, würde als Wühler im Grauenhaften und als Phantast abgelehnt werden.

In den Büros eines halben Dutzend jüdischer Verteidiger konzentrieren sich die meisten Fälle, mit denen wir befaßt werden. Jeder Morgen beginnt mit neuen Meldungen, und ich kenne nach fünf telefonischen Worten den Zweck der Besuchsanmeldung. Das Telefon bringt ohnehin seit Wochen nur Hiobspost

⁴⁸ Dr. Paul Katz, Rechtsanwalt und Mitglied des Republikanischen Richterbunds, wurde nach 1933 entlassen, verhaftet und im November im KZ Buchenwald gefangengehalten. Katz wanderte danach nach Holland aus und schloß sich dort einer Amsterdamer Widerstandsgruppe an.

oder schikanöse Forderungen der Gestapo. Indessen heult auf den Straßen der Mob. Die Fenster, in den Morgenstunden abgewaschen, werden nachts neu besudelt; vor den Geschäften stehen die Boykottposten. Ich bitte einige unverdächtig aussehende Kollegen, sich unter die Menge zu mischen. Von überall her der gleiche Bericht: Mitglieder der Frauenschaft, Hitler-Jungen, Amtswalter blockieren die Geschäfte, ein paar Neugierige und Gesinnungsgenossen helfen bei der Abriegelung mit. Das Publikum weicht vor dem Terror scheu zurück, wenige Beherzte oder Ausländer versuchen manchmal, sich den Eingang zu erzwingen. G. beobachtet vor dem schönen Geschäft von Albert Rosenhain am Kurfürstendamm folgende Szene: Ein alter, vornehmer Herr bahnt sich mit seiner Frau den Weg zur Ladentür. Eine Vettel keift „Volksverräter!“. Der Herr antwortet: „Die gleichen Juden, die Sie jetzt vertreiben, hat Friedrich der Große hierher geholt. Diese Leute haben die deutsche Wirtschaft zur Blüte gebracht, und jetzt verjagt man sie. Das sage ich Ihnen als alter preußischer General.“ Die Hexe kreischt: „Sie sind ein Feind des Führers!“ Der General tippt mit dem Finger an seine Stirn und drängt sich in das blockierte Geschäft.

In den Abendstunden wird der Trubel in den Hauptgeschäftsstraßen Berlins gefährlich. Wenn jemand den Mut hat, sich durch die johlende Menge in ein Geschäft zu pressen, findet er in den großen leeren Räumen das Personal vor, gedrückt, verängstigt, mürrisch, manchmal weinend, aber auch triumphierend und aggressiv. Es ereignet sich, daß Käufer in solchen jüdischen Geschäften von den eigenen Angestellten des Unternehmens gefragt werden: „Wissen Sie nicht, daß Sie hier in einem jüdischen Geschäft kaufen?“ Den Rückweg muß der waghalsige Käufer meist durch eine Hintertür nehmen. Dr. Grünfeld jagt hinter mir her, ob er schließen solle. Die Menge nähme eine drohende Haltung an. Aber unsere Überlegungen sind überflüssig. In den Nachmittagsstunden wird er durch den Druck der Boykottposten doch fast immer zur Schließung gezwungen.

Abends kommen die Maler mit ihren Farbtöpfen wieder und beginnen unter den Augen der Polizei ihre künstlerischen Übungen von neuem. Sie haben auch Wasserglas, das die Scheiben ätzt. Die Vorsteher der Polizeireviere sind angewiesen, nicht einzugreifen. Spricht man auf der Straße einen alten Wachtmeister an, so dreht er sich um und geht fort. Manchmal knirscht er: „Wir dürfen nichts tun.“ Die Reaktion der alten Polizeibeamten war einheitlich: Empörung. Der gleiche Staat, dessen Ruhe und Ordnung die Polizei schützt, der die Normen des alten Strafgesetzbuchs aufrecht erhält, duldet jetzt Sachbeschädigung nicht nur, er ordnet sie an. Diese Umkehrung der Rechtsbegriffe verstand weder der alte preußische Polizist noch das Publikum, aber „Brot schmeckt süß“, sagt so ein alter Grüner und entfernt sich brummend.

Es geht ja auch nur um die Juden, und die Stimmung „Heiliger Sankt Florian, verschon' mein Haus, zünd' andre an!“ ist im deutschen Volk leider recht verbreitet. Vielleicht ist mein Urteil ungerecht. Vielleicht ist diese feige Reaktion menschlich, und vielleicht würden auch andere Völker so handeln. Aber wer will mir Bitterkeit verargen? Fast sechs Jahre war ich Zeuge täglicher Schandta-

ten, Vergewaltigung der Schwachen, schadenfrohen Höhnens über Todwunde, Zeuge von Ausplünderung und schamloser Bereicherung, und niemals Auflehnung, Empörung, Aufschrei, niemals ein „Hier stehe ich, ich kann nicht anders!“ Vielleicht wären wir nicht besser, aber wir wären selbst dann schuldloser. Wir, die Minderheit, können nicht aufschreien, gewiß in diesem Staat nicht. Aber ich erinnere mich, daß ich, 22 Jahre alt, laut protestiert habe, als die schändliche Jagd auf „Franzosenhuren“ in Oberschlesien jene Instinkte erkennen ließ, die sich unter Hitler frei austoben durften. Damals habe ich bei der „Oberschlesischen Zeitung“ einen Artikel gegen die Jagd auf wehrlose Mädchen durchgesetzt. Bei der Reichspräsidentenwahl 1925 habe ich mich in der Berliner Ansbacherstraße schützend über einen Hindenburg-Jüngling geworfen, den ein Reichsbanner-Mann niedergeschlagen hatte. Im nächsten Augenblick wäre der schwarz-rot-goldene Gummiknüppel auf den Deutschnationalen niedergesaut, aber ich hielt den Reichsbanner-Mann am Arm fest: „Keine Brutalität, Kamerad, wir schänden uns nicht selbst!“ Der so Bewahrte hat sich nicht einmal bedankt.

Ihr wißt, daß mir die heroische Pose widerwärtig ist. Ich halte mich noch nicht einmal für mutig, und ich sage das alles gewiß nicht zu meiner Glorifizierung. Ich wecke diese Erinnerungen nur, um meine Anklage zu rechtfertigen; meine Anklage gegen die Gebildeten, meine Anklage gegen das Heer, meine Anklage gegen den deutschen Bürger, der sich scheu am Unglück des Nächsten vorbeidrückt, froh, daß es nicht bei ihm eingeschlagen hat. Fünf Jahre hatte ich mich gegen verallgemeinernde Vorwürfe gewehrt, die dem deutschen Volk und seiner feigen Haltung galten. In diesen Junitagen, als in jeder jüdischen Familie die Not durch die Tür grinste, männerlose Frauen weinend und zu Tode geängstigt um Hilfe flehten, der Raubzug gegen jüdisches Eigentum schamlos organisiert wurde, als die Berliner Polizei auf Anweisung des berühmigten Helldorf⁴⁹, einst Schuldenmacher bei jüdischen Getreidehändlern, jüdische Autofahrer jagte und sie unter irgendeinem Vorwand festnahm, als jeder Fußgänger in Gefahr war, eingefangen zu werden und auf Tage zu verschwinden, weil er die Straße falsch überquert oder einen Fahrschein auf den Damm geworfen hatte, als der ebenso verbrecherische wie psychopathische Polizeihauptmann Schneider im Berliner Polizeirevier Grolmannstraße seine Beamten zur Judenfängertruppe

⁴⁹ Wolf Heinrich Graf von Helldorf, im Ersten Weltkrieg Husarenoffizier und später Freikorpskämpfer, seit 1926 Mitglied der NSDAP und seit 1931 SA-Führer in Berlin, wurde 1933 Polizeipräsident von Potsdam, 1935 Polizeipräsident von Berlin. Er schloß sich später dem Widerstand gegen Hitler an und wurde im Zusammenhang mit dem Attentat vom 20. Juli im August 1944 hingerichtet. Auf seine Anordnung hin veranstaltete die Polizei Mitte Juni 1938 nächtliche Razzien, bei denen geringfügig vorbestrafte Juden verhaftet und in das KZ Sachsenhausen eingeliefert wurden. Einen Monat später erließ Helldorf 76 Richtlinien für die Berliner Behörden zur planmäßigen Schikanierung der jüdischen Bevölkerung. Wolf Gruner, *Judenverfolgung in Berlin 1933–1945. Eine Chronologie der Behördenmaßnahmen in der Reichshauptstadt*, Berlin 1996, S. 51–53.

ausbildete, – in dieser „Reichskulturwoche“ schloß mein Widerstand gegen die Kritik am deutschen Volk ein.

Der rasend gemachte See wollte neue Opfer haben. Alle jüdischen Versammlungen wurden verboten. Eva sollte am 20. Juni in Hamburg sprechen. Ich hoffte, daß auch diese Versammlung verboten würde; aber Hamburg hinkte nach, und so mußte sie, selbst aufs Höchste erregt, reden. Die Schicht jedoch, die ihre Versammlung besuchte, war in Hamburg von der Verhaftungswelle nicht erfaßt. Dort hatte sich die Polizei nur die „Vorstadt“ geholt. Diese Vorstadt habe ich später in Sachsenhausen getroffen.

Am Dienstag, dem 21. Juni, spät abends gingen wir zu Dr. Grünfeld. Er wohnte in seinem Geschäftshaus am Kurfürstendamm, vor dem noch am Abend diskutierende Menschen standen. Auf dem Dachgarten trafen wir Rabbiner Dr. Nußbaum und die Frau von Dr. Arnold Moses, noch sehr bleich von fünf Tagen Haft im Frauengefängnis des Polizeipräsidiums, wohin man sie und ihren Mann wegen eines Autofahrer-„Verbrechens“ gebracht hatte. Die Polizei gab sich kaum noch Mühe, die Absichten der Helldorf und Schneider zu verbergen. Sie begnügte sich mit dem üblichen Vorwurf, das Nummernschild wäre schmutzig und unleserlich. Der Richter drückte „die Schwere des Verbrechens“ in der Höhe der Geldstrafe aus: zehn Reichsmark. Aber das Ehepaar hatte fünf Tage gegessen.

Vom Reichssportfeld blitzte ein Feuerwerk auf. Der teutonische Goebbels feierte Sonnenwende mit den alten und jungen Kämpfern, die sich in diesen „schweren Kampftagen“ bei der Niederzwingung des furchtbaren jüdischen Erzfeindes wieder einmal bewährt hatten. Ein leuchtendes Sonnenrad kreiste. Noch glühten nur Fackeln zur höheren Ehre Lokis und der Bestialität, die er beschwor. „O, ich verstehe den Zorn des Berliner Volkes über die Unmenge jüdischer Wuchergeschäfte, die es noch gibt, o, ich weiß, die Juden werden wieder frech. Aber, Parteigenossen, nicht solche Methoden. Die Judenfrage wird gesetzlich gelöst, Einzelaktionen können wir nicht dulden!“ Gestern noch waren sie Tagesbefehl.

Die Auslandsjournalisten hatten fleißig fotografiert, und in ihrer Presse waren täglich Berichte und Bilder des verschandelten Berlin erschienen. Diese Reaktion hatte sogar das Auswärtige Amt auf den Plan gerufen. Unter seiner Führung fand eine Konferenz statt, die von Vertretern des Innen- und Propagandaministeriums, der Gestapo und der Berliner Gauleitung der NSDAP beschickt war. Man hatte sich dort nicht gerade entschlossen, die Schmieraktion als Bubenstück zu mißbilligen. Aber „die Linden“, die internationalen Linden, an denen die Welthotels liegen, wo die Diplomatie vorüberfährt, diese „Linden“ sollten von der „spontanen“ Sudelei ausgenommen bleiben. Um so etwas setzten sich ernste Männer zu Konferenzen zusammen, und das waren die „Erfolge“, mit denen die Herren vom Auswärtigen Amt ihr Gewissen entlasteten. Man munkelte auch einiges von einer Intervention Görings, der die selbständige Aktion seines alten Feindes Goebbels mißbilligte; nicht so sehr wegen ihrer Schändlichkeit, sondern weil der kleine Bösewicht sie angezettelt hatte.

Während wir noch das Feuerwerk flammen sahen und krachen hörten, wurde Dr. Grünfeld ans Telefon gerufen: die Schaufenster des Grünfeld-Hauses in der Leipzigerstraße seien zertrümmert, die Ware liege auf der Straße, und es werde geplündert; Dr. Grünfeld möge Anweisungen geben. Eine Rückfrage stellte fest, daß die Meldung erlogen war, eine bewußte Irreführung, eine Provokation, um den gepeinigten Mann zu unbesonnenen Anordnungen oder Äußerungen zu verleiten. „Wenn wir nur unsere Freiheit und unser Leben retten“, meinte die prächtige, tapfere Frau, „auf die Fabrik, auf das Geschäft, auf die Wohnung, auf alles wollen wir verzichten! Wenn wir nur endlich wieder Ruhe finden!“ Das war die Stimmung in einer jüdischen Aristokratenfamilie, die in dritter oder vierter Generation den deutschen Leinenhandel geführt und ihren Namen zu einem Qualitätsbegriff erhoben hatte. „Unsere Ware ist weiß und rein, und so rein soll auch die Moral des deutschen Textilhandels sein“. Diesen Wahlspruch hatte der verstorbene Vater Heinrich Grünfeld geprägt und zur Tradition seines Hauses gemacht. Jetzt klebte die Antwort des Nationalsozialismus in unflätigen Klecksen an den Schaufenstern.

Am nächsten Morgen brachte mir X. den „Völkischen Beobachter“. „Abgeblasen“, meinte er, „Wollen sehen, wie rasch Goebbels' Rückzugsignal befolgt wird. Außerdem hat er ja über den Zuzug von Juden nach Berlin gewettert. Ich fürchte, es gibt eine neue Aktion zur Austreibung der Provinzjuden aus Berlin.“ Tatsächlich sind jüdische Rentner, die vor der unerträglichen Atmosphäre der Provinzstädte in Berlin Zuflucht gesucht hatten, zur Rück- oder Auswanderung angehalten worden.

Tags darauf versicherte mir mein Schneider, der sich als Nationalsozialist entpuppte, daß er die ganze Nacht für mich und meine Leute gewacht habe. Die Partei habe ihre Funktionäre aufgeboten, gegen das „Gesindel“ Wache zu stehen, das jüdische Geschäfte demoliere und plündere. Ich pirsche mich vorsichtig an ihn heran, während er meinen Anzug anprobt.

„Was das wohl für ein Gesindel sei“, frage ich. Er weiß ganz genau, daß vor zehn Tagen die Sudelanweisungen an die Partei ergangen waren. Aber er wagt nicht, es zuzugeben.

„Na, Sie wissen ja, bei solchen Aktionen schleicht sich allerhand Mob ein.“

„Also, doch Aktion!“

„Na ja! – Warum sollen eigentlich die Juden nicht leben! Da ham se einem Kollegen aus Wien die Scheiben beschmiert. Laßt den Mann doch arbeiten.“

„Wer hat beschmiert? Der Mob?“

„Ach was! – Aber man darf ja nichts sagen.“

„Warum dürfen Sie nichts sagen? Ich darf nichts sagen, Sie dürfen doch, Sie sind doch Amtswalter, Parteigenosse.“

„Nee, Parteigenossen müssen ooch die Schnauze halten.“

„Ja, wer hat denn da etwas zu sagen?“

„Ja, wer? Ja, wer! Ja, wer?“

Ich mache dem Theater ein Ende. „Die Gestapo hat zu sagen, und Göring, Goebbels und der Führer haben zu sagen.“ Er atmet erlöst auf, daß er nicht zu

sprechen brauchte. Dann wagte er einen Satz: „Mir ham se schon drei Schneider weggeholt, ins KZ oder weiß ich, wohin, wejen kommunistische Umtriebe oder so. Ick halt die Schnauze. Ick bin froh, daß Sie mir in Ruhe lassen.“ Es juckt mich, ihn noch etwas zu kitzeln. „Aber die Regierung will doch wissen, wie das Volk denkt. Sie als Amtswalter! Daß Sie nicht einmal in Ihren Versammlungen ein deutsches Manneswort reden können!“, - „So, Herr Doktor, jetzt wird der Rock jut sein, die Hose is ooch schön...“

Und das unangenehme Gespräch war beendet. Ich habe es später mehrmals neu begonnen, nicht um aus dem deutschen Kleinbürger Meister H. einen Revolutionär zu machen. Dieses deutsche Kleinbürgertum hatte ja seinen Repräsentanten auf den Schild erhoben. Jetzt knallte ihm, wie Thomas Mann sagt, die Propagandapeitsche täglich um die Ohren, und es wußte selbst nicht mehr, wem es folgte: der natürlichen Reaktion seines gesunden Verstandes oder den Phrasen der Propaganda. Das Propagandagas hat den Verstand des deutschen Kleinbürgers vernebelt, aber doch nicht stark genug, um ihm die normale Urteilsfähigkeit zu nehmen. Die Propagandaschläge auf den Kopf haben den Schädel zwar dumpf, aber nicht dumm gemacht.

Die Sudelaktion hörte auf. „Die Judenfrage wird gesetzlich gelöst“, war die neue Parole. Wie oft schon hatten wir das gehört! Die Berliner Polizei verordnete besondere Judenummern für Automobile, um den Juden das Autofahren zu verleiden. An den Verkehrszentren fingen Kriminalbeamte die Verkehrssünder ab. In der Iranischen Straße vor dem jüdischen Krankenhaus und vor dem jüdischen Friedhof in Weißensee waren Menschenfallen für Juden aufgebaut, die die Straße nicht rechtwinkelig überquerten. Sie erhielten Polizeistrafen und zwar die Höchststrafe von RM 150,-, während der arische Sünder RM 1,- zu zahlen hatte. Einen Angestellten des Philoverlages, der um drei Uhr seine Wohnung verlassen und um 3 Uhr 15 nicht angekommen war, suchten wir bis acht Uhr abends in den Krankenhäusern, bei der Vermißtenzentrale, auf den Polizeiwachen vergeblich. Das berühmte Revier Grolmannstraße log uns an, er sei nicht dort. Am Abend erschien er. Er hatte eine Verkehrsampel nicht genau beachtet, und die Grolmannstraße hatte ihn dafür fünf Stunden sitzen lassen; immerhin nur fünf Stunden, nicht mehr fünf Tage. Dann folgte der Strafbefehl; das war auch ein Beitrag zur gesetzlichen Lösung der Judenfrage.

Den ganzen Sommer hindurch gab es Razzien in jüdischen Cafés und Speisehäusern. Das ging so vor sich, daß plötzlich der berühmte Polizeihauptmann Schneider mit einem Aufgebot von Polizeiautomobilen erschien und Schutz- und Kriminal-Polizei die Gaststätten abriegelte. Er ließ sich von den harmlosen Besuchern die Ausweise zeigen, schlug alten Leuten die Zigarette aus dem Mund, legte Widersprechenden Handschellen an und jagte mit einer Beute von 30, 50, 60 Menschen zum Alexanderplatz. Dort hielt man den Fang tage-, ja wochenlang fest, denn die Judenfrage wird ja nun „gesetzlich“ gelöst. Keine jüdische Pension, kein noch so abgelegenes Restaurant war vor diesen Blitzrazzien sicher. Nun hatten sich die Juden schon in Ghetto-Lokale zurückgezogen, aber auch hier gab es keine Ruhe. Der Erfolg war tiefe Einschüchterung. Die Cafés

standen leer. Wagte man sich dann nach ein paar Tagen in die Gaststätte zurück, so zerstörte eine neue Razzia, mittags, nachmittags, abends oder spät in der Nacht, den Wiederanlauf des Betriebes. Eines Sommerabends umstellte man das Bad am Stölpchensee, die letzte Bademöglichkeit, die Juden in der ganzen Berliner Umgegend geblieben war. Auch von hier aus mußten an die hundert Menschen den Weg zum Alexanderplatz antreten, von wo sie erst nach Tagen entlassen wurden. Man versuchte nicht einmal, die Freiheitsentziehung zu begründen, eine Pressenotiz sprach von „Rauschgifthändlern und Devisenschiebern, die man in den Cafés aufgestöbert hätte“ oder von einem „guten Fang der Polizei, den sie mit ihrer blitzartigen Aktion am Stölpchensee“ gemacht hätte. Dem skandalösen Treiben der Juden sei so endlich gesteuert worden. Was die Juden dort getrieben haben sollten, wurde nicht gesagt. Aber hier und da hörte man selbst von den Beamten, die wochenlang mit solchen „Staatsaktionen“ beschäftigt wurden, Worte der Empörung über diesen Mißbrauch der Amtsgewalt.

Aus München wird der Befehl zur Niederreißung der Synagoge gemeldet. Der „Führer“ habe sich geweigert, am „Tag der deutschen Kunst“ in München zu sprechen, „wenn der Schandfleck“ noch da stände. Man zwingt die Synagogengemeinde zur Niederreißung, und bietet ihr einen Entschädigungsbetrag, der gerade die Abbruchsarbeiten decken mag. Das Beispiel macht Schule. Als wenige Tage später unser mutiger Freund, Dr. Berlin aus Nürnberg, bei mir im Büro ist, frage ich ihn ironisch, ob die Synagoge in Nürnberg noch stehe: „Ja, sie steht noch“, antwortete er. Als ich ihn eine Stunde später in der Reichsvertretung wiedertreffe, ruft er mir zu: „Ich muß mich berichtigen. Vor einer halben Stunde ist mir mitgeteilt worden, daß auch unsere Nürnberger Gemeinde ihre Synagoge abreißen muß.“⁵⁰ Verhandlungen mit dem Nürnberger Stadtrat scheitern, wie sie in München gescheitert sind. Zum feierlichen Beginn des Abbruchs versammelt Streicher seine Mannschaft und auf den Fotos der Fränkischen Tageszeitung glaube ich auch Vertreter des Reichsheeres zu erkennen. Der Gauleiter hält eine Rede und „gibt den historischen Befehl“ zum Einreißen. Die Kandelaber krachen, und das Dritte Reich hat erneut bewiesen, wie es sein feierliches Versprechen ungestörter Religionsübung hält.

Es folgen Kaiserslautern, Augsburg und später Dortmund, wo der erste Nationalsozialist, der die Kuppel erklimmt, herunterstürzt und sich das Genick bricht. Das Volk murmelt etwas von einem Gottesurteil, aber die Furcht vor Gott erstirbt in der Furcht vor den Menschen. Beim „Tag der deutschen Kunst“ legt irgendein Speichellecker dem „Führer“ nahe, den Juden jüdische Namen zu geben. Ja, das sei schon erwogen, aber es beständen rechtliche Bedenken. Ob man dann nicht vielleicht die Vornamen ändern könnte? So werden die Beinamen „Israel“ und „Sara“ geboren und der „Führer“ schlägt sich prustend auf die

⁵⁰ Die Münchener Synagoge wurde am 9. Juni, die Nürnberger am 10. August 1938 abgerissen.

Schenkel. Schon vorher waren die Standesämter angewiesen, für jüdische Kinder nur noch jüdische Vornamen einzutragen⁵¹.

Die Anwaltschaft wird durch immer neue Winke beunruhigt, daß mit einer Gesamtausschaltung zu rechnen sei. Für die Ärzteschaft sei Ähnliches geplant. Ich mobilisiere jeden nur erreichbaren Mann, der uns anhören oder uns seine Beziehungen leihen will. Wir entsenden Freunde zu den wenigen Offizieren des Reichskriegsministeriums, zu denen noch Zugang besteht. Das Arbeitsministerium gibt für die Ärzteschaft beruhigende Erklärungen ab; das Justizministerium aber deutet an, daß sich die jüdischen Anwälte auf den Tag vorbereiten müssen, der ihre Existenz endgültig beendet.

Die Bibliotheken entfernen nun auch jüdische Wissenschaftler aus den Lesesälen. Sie forschen nicht mehr, sie dürfen nicht mehr Vorlesungen halten, nun sollen sie auch diese letzte Zuflucht vor dem tötenden Nichtstun, den Lesesaal, verlieren. Dr. H. L. kommt zu mir. Er arbeitet über den Beitrag deutscher Juden zur deutschen Literatur. Eine Bibliothek nach der andern hat den alten vornehmen Mann von seinem Platz im Lesesaal verwiesen. „Sagen Sie, lieber Doktor, was haben die Menschen davon, wenn ich nicht mehr wissenschaftlich arbeiten darf? Verstehen Sie das? Erklären Sie's mir doch! Was habe ich denn diesen Leuten getan? Ich arbeite doch fast 50 Jahre in der Staatsbibliothek. Wenn das mein Lehrer Erich Schmidt erlebt hätte!“

Uns allen ist klar, daß die eigenen Gesetze der nationalsozialistischen Regierung nicht mehr gelten, und daß alle noch im Erwerb stehenden Juden bis zum Ende des Jahres 1938 Abschied von ihrem Beruf nehmen müssen. Rabbiner, jüdische Lehrer und Funktionäre, ein paar Krankenbehandler und Anwälte für das jüdische Publikum werden bleiben und Totengräber. Ich frage mich immer wieder nach dem Motiv dieses mitleidlosen Wütens. Die Zahl der Juden in Deutschland war so gering, daß sie kein ernsthaftes Problem mehr darstellte. Das Erbe der jüdischen Unternehmen, da man uns abpreßt, bringt nur ein paar hundert Nutznießern Profit. Die jüdische Anwaltschaft hat längst keine arischen Klienten mehr und stört die arischen Kreise nicht. Die Ärzteschaft hat zwar noch arische Patienten, oft sogar recht viele, aber in Deutschland herrscht Ärztemangel; die arischen Ärzte können ihre eigene Praxis kaum bewältigen, geschweige denn den Zuwachs aus der Praxis der jüdischen Berufsgenossen.

Die Auswanderungslage muß der Gestapo und den Treibern der Partei bekannt sein. Kein Jude klammert sich mehr an den Boden seiner Heimat, die ihm jeder Tag aufs Neue stiehlt. Wer nicht geht, bleibt nur, weil es unmöglich ist zu gehen. Warum also dieser Kampf, dieser Haß, diese Treibjagd gegen wehrloses,

⁵¹ Bereits Anfang Januar 1938 erging das „Gesetz über die Änderung von Familiennamen und Vornamen“ (RGBl I, S. 9), das die Beamten ermächtigte, Namensänderungen aus der Zeit vor 1933 zu widerrufen. Am 17. August erließ das Reichsinnenministerium eine Durchführungsverordnung (RGBl I, S. 1044), daß Juden entweder Vornamen tragen, die als „jüdisch“ anzusehen seien, oder ihrem Vornamen zusätzlich die Namen „Israel“ oder „Sara“ anhängen mußten.

waidwundes Wild? Meine Antwort war: Sie bereiten den Krieg vor, sie wollen keine unnötigen Fresser haben. Aber mehr, sie wollen keine kritischen Beobachter, sie wollen keine Feinde im eigenen Land, Feinde, die dieses System sich selbst gemacht hat. Sie werden mit dem inneren Feind, der aus dem betrogenen Volk überall erstehen wird, genug zu schaffen haben. Deshalb die Parole des Parteitages 1937 und deshalb die Qual des Jahres 1938!

Mancher Kollege sah andere Motive: der psychopathische Fanatismus eines Hitler, eines Streicher, und all der Experten in der Judenfrage genüge vollauf, den neuen Haßfeldzug zu erklären. Anfang März 1938 hatte Julius Streicher vor ausländischen Journalisten in Berlin versichert, daß die Judenfrage nur durch Vernichtung der Juden gelöst werden könnte. Ob darunter physische Vernichtung zu verstehen sei, hatte ein Ausländer gefragt. „Sie müssen vernichtet werden mit ihrer ganzen Brut“, war die Antwort. Daß diese Jagd auf Juden nur dazu diene, von inneren Schwierigkeiten abzulenken, mochten wir alle nicht glauben. Der allgemeine Fanatismus und das besondere Kriegsmotiv sind stark genug, um zu erklären, was uns geschah.

Seit diesen Junitagen haben die deutschen Juden keine Ruhe mehr gefunden. In diesem Sommer haben sie ihr natürliches Fühlen verloren. Wir sehen nicht mehr, daß die Sonne strahlt, uns wärmt sie nicht mehr, wir kennen kein sommerliches Behagen, uns verletzt die Harmonie der Natur. Wir sind verwundet, man sieht unsere Wunden nicht, wir verbluten nach innen. Von der Verzweiflungsstimmung dieser Monate mögen drei Begebnisse hier zeugen:

Buchdruckermeister X. kommt zu mir, ein besonnener, ehrenhafter und erfolgreicher Mann. Wir haben zehn Jahre zusammen gearbeitet, aber noch nie ein innerliches Wort miteinander gesprochen. Plötzlich bricht es aus ihm aus: „Sagen Sie, wie ist das möglich, daß die Sonne scheint, daß der Himmel blau ist, daß in dieser Stadt Millionen Menschen leben, die lachen, die frei sind und nicht wissen – oder doch wissen und dulden, wie wir gepeinigte, geschundene und gehetzte Menschen umherirren? Wie ist das möglich?“ Und dann kam die Frage nach der Vereinbarkeit dieser Qual mit den religiösen Vorstellungen von Gerechtigkeit, die gleiche Frage, die ich später im Lager so oft gehört habe.

Ein anderes Mal habe ich auf der Pariserstraße das Empfinden, daß mich jemand ruft; hinter mir wird laut gesprochen. Ich drehe mich um, aber der etwa dreißigjährige Jude, der da geht, spricht nur zu sich selbst, nein, zu einer Flasche, die er in der Hand hat. Es ist eine kleine Flasche Likör. Er beachtet mich gar nicht, und ich höre: „Was werde ich machen? Beschickern werde ich mich! Was bleibt mir übrig? Wir sind doch alle verloren. Am besten ist, man beschickert sich. Nu, ist doch wahr, nicht?“, fragt er mich, den völlig fremden Menschen. Das ist einer, der völlig aus dem Gleichgewicht geschleudert war. Die anderen tragen noch mühsam Haltung zur Schau, oder sie helfen sich auf andere Weise: In der Auswanderungsstelle führen die Wartenden Inferno-Gespräche: „Ich habe zehn Veronal-Tabletten“, „Ich zwanzig.“ – „Was glauben Sie, wieviel genügen?“

Fritz Lion kommt zu mir. Ich suche ihm Mut zu machen. Er spielt im „Kulturbund“ kleine Rollen und ist wenigstens in seinem Berufsmilieu geblieben. Es

geht ihm nicht schlechter als die ganzen Jahre zuvor. Aber er sagt ohne falschen Ton, ganz ernst und traurig: „Wäre es nicht wirklich für meine arische Frau und das Kind besser, wenn ich nicht mehr da wäre?“ Es ist nicht die Gewißheit des Hungers, der früher oder später droht, es sind nicht die schändlichen Beschimpfungen, die man täglich auf uns kübelt, es ist nicht die Frage, was aus diesen Menschen wird, die ja nicht alle auswandern und doch auch hier nicht leben können. Es ist einfach ein Wettlauf mit dem Tode, der zum ersten Mal seit 1933 unverhüllt seine Opfer herausfordert. In den Konzentrationslagern Buchenwald und Sachsenhausen warten seit der Juniaktion 2 200 Juden auf ihn und dort feiert er täglich Triumphe.

Als „Asoziale“ hat eine freche Pressenotiz die Fortgeschleppten charakterisiert. In ganz Deutschland seien asoziale Elemente, Vorbestrafte und Arbeits-scheue festgenommen worden, um zu nützlicher Arbeit erzogen zu werden. Daran war so viel richtig, daß gleichzeitig einige tausend Landstreicher, Bettler, Trinker, Wanderburschen und Zigeuner verhaftet und in die beiden Lager überführt worden waren; aber kein Arier war, weil er irgend einmal in seinem Leben einen Monat Gefängnis bekommen hatte, um seine Freiheit gebracht worden. Unsere sogenannten Asozialen waren nur zu einem ganz geringen Teil erheblich vorbestraft. Es gab wohl ein paar jüdische Zuchthäusler, Räuber, Sittlichkeitsverbrecher und andere wilde Gesellen. Aber die anderen alle, die irgendwann in ihrem Leben einmal leicht bestraft worden waren, die vor 20 oder 30 Jahren zwei, vier oder sechs Monate Gefängnis erhalten und sie längst verbüßt hatten: Verkehrs- und Steuersünder; Leute, die im Krieg Lebensmittel ohne Bezugsschein gekauft; Ärzte, die Morphium verschrieben hatten; Beleidiger; Menschen, die sich gegen die Devisengesetze, oft nur grob fahrlässig vergangen; Menschen, die ihre Strafe niemals verbüßt, sondern statt ihrer eine Geldstrafe gezahlt hatten; Leute, die die Hitler-Amnestie vom vorigen Monat eben erst von ihrer Strafe befreit hatte – all diese Unglücklichen wurden im Juni in die „Menschenvernichtungs-Anstalten“ gestopft. (Das Wort ist von einem arischen Buchenwald-Insassen geprägt.)

Da saßen nun 2 200 Kaufleute und Industrielle, Angestellte und Handwerker, Ärzte und Anwälte und einige Professoren. Die Verhandlungen mit dem Reichskriminalpolizeiamt, in dem alte Beamte mißmutig und gezwungen ihren Henkerdienst taten, ließen folgende Richtlinie erkennen: Wer auswandert, wird freigelassen. Wer nicht auswandert, bleibt für eine unbestimmte Zeit im Lager. Die Beamten selbst wußten nicht, ob die Haft überhaupt begrenzt war. Krankheitsatteste reichten im allgemeinen für die Befreiung nicht aus. In einigen Fällen, in denen die Auswanderung unmittelbar bevorstand, gelang es, die Freilassung nach ziemlich kurzer Zeit zu erreichen. Nun drangen die ersten Berichte zu uns über, das, was sich in den Lagern abspielte. Die Urnen aus Buchenwald, die jüdische Friedhofsverwaltung schon wenige Wochen nach dem 13. Juni gegen eine Nachnahmegebühr von RM 2,85 zugesandt erhielten, hatten zwar deutlich genug gesprochen. Aber jetzt hörten wir das grausige Vorspiel solcher Tragödien. „Trecken oder Verrecken“, hatte der Buchenwalder Kommandant

in seiner Begrüßungsansprache wörtlich gesagt, „etwas anderes gibt es nicht.“ Er hat nach seinen Worten gehandelt: In völlig unzulängliche Baracken wurden Hunderte von Menschen gepfercht. Von morgens vier Uhr bis abends acht Uhr dauerte der Dienst: Dreimal täglich Appell, Rodungs-, Steinbruch-, Bau- und Schlepparbeiten. In dem hügeligen Gelände wurden die Sklaven mit schweren Lasten bergauf und bergab gejagt. Die Gegend war wasserarm, und tagelang hatte es kaum Wasser gegeben. Wer nicht rasch genug arbeitete, wer zusammenbrach, wurde geprügelt. Wer „auffiel“, wurde erschossen. Todmüde sanken die Häftlinge nach 16 Stunden Schinderei aufs Stroh. Strafen wurden willkürlich verhängt, und die Prügelstrafe öffentlich vollzogen. Der Ausgepeitschte mußte mit entblößtem Gesäß Spießruten laufen zur Abschreckung der übrigen Mannschaft. Die Arbeit war so schwer, daß auch kräftige Menschen sie kaum aushalten konnten. Furchtbarer aber war die Begegnung mit der personifizierten Grausamkeit.

Wer von den Entlassenen überhaupt berichtete, sagte fast wörtlich das Gleiche. Mehr allerdings schwiegen. Sie waren abgemagert, und ich las in ihren zerquälten Zügen das Martyrium dieser Wochen. Einige hatten sichtbare Verletzungen wie Peitschenhiebe, wenn auch im allgemeinen Männer, die äußerlich Schaden genommen hatten, nicht entlassen wurden. Täglich spreche ich mit den Kollegen vom Hilfsverein⁵², mit unseren Spezialanwälten, mit dem Dezernenten der jüdischen Gemeinde, der die Urnenkarthothek führt.

„Sachsenhausen hat heute zwei unverbrannt ausgeliefert. Keine Schußwunden. Anscheinend Tritt in die Nieren.“

„Wir haben heut vier. Wieviel haben Sie aus dem Lande?“

Die Münchener Polizei läßt den Bruder eines Häftlings vor, der in Sachsenhausen „auf der Flucht erschossen“ worden ist. Der Kommissar teilt den Tod nüchtern mit und ist unvorsichtig genug, den ärztlichen Bericht vorzulesen.

„Nach dem Bericht hat mein Bruder zwei Brustschüsse. Weshalb dann ‚auf der Flucht erschossen‘?“

„Wenn ich nur endlich dieses verfluchte Dezernat los würde!“ war die vielsagende Antwort.

Wer Telefon hat, wird vom nächsten Polizeirevier angerufen. „Ihr Mann ist tot. Wollen Sie die Überführungskosten zahlen? RM 1000,-, oder soll die Urne an die Friedhofsverwaltung geschickt werden? Sie müssen sich sofort entscheiden.“

Sonst kein Wort. Die anderen, denen man die Schreckensmeldung nicht durchs Telefon sagen kann, werden von Polizeibeamten aufgesucht.

Ich veranlasse Rechtsanwalt X., den ich hier „Stammvater“ nennen will, mit dem Leiter der Aktion, Regierungs- und Kriminalrat Andexer über die Häu-

⁵² Der „Hilfsverein der deutschen Juden“, 1924 gegründet, bemühte sich seit 1933 intensiv um Auswanderungsmöglichkeiten in alle Welt, ausgenommen Palästina, für das in Deutschland das Palästinaamt als Abteilung der Jewish Agency for Palestine zuständig war.

fung der Todesfälle zu sprechen. Andexer ist ein alter Beamter und weiß, was sich in den Lagern abspielt. Aber auch er hat Furcht wie die vielen anderen Beamten, die wir durch alle nur erreichbaren Freunde aufsuchen lassen. Wenn sich die Totenzahl allzu sehr häuft, schleudert er unsere Eingaben auf den Tisch, ohne ein Wort zu wagen.

Der Ehemann einer unserer Angestellten, Salinger, kommt aus Buchenwald zurück. Er hat 30 Pfund abgenommen. Er stürzt mir entgegen, faßt meine Hand, die ich wegziehe. Gerade hat mir Rechtsanwalt Kurt Braun erzählt, daß Salinger ihm, seinen Befreier, weinend die Hände geküßt habe. Der Kaufmann Hirschfeld kehrt kraftlos und krank zurück. Er besteht darauf, sich noch am Abend seiner Rückkehr, im Polizeipräsidium zu melden, weil es ihm so aufgegeben sei. Seine Schwester, Frau Ministerialrat Hirschfeld, begleitet ihren Bruder, der sich kaum auf den Füßen halten kann. Im Präsidium nimmt ein menschlicher Beamter die Meldung entgegen, er erkennt, daß ein todkranker Mann vor ihm sitzt.

„Sie legen sich jetzt ins Bett, Ihre Schwester wird sich für Sie bei uns melden.“ Aber der Kranke fürchtet die unsichtbare Peitsche von Buchenwald und widerspricht.

„Ich muß mich bei Ihnen melden, nicht meine Schwester. So hat man es mir im Lager gesagt.“

„Sie sind hier nicht im Lager, sondern bei der Polizei. Wir wissen, was im Lager los ist.“

Darauf versichert Hirschfeld, daß ihm in Buchenwald nichts geschehen sei, und daß er sich über nichts zu beklagen habe. Ein paar Tage später ist er an den Folgen der Buchenwalder Behandlung gestorben.

In das Büro von Rechtsanwalt Y. kommt ein Fleischermeister, ehemals ein Hüne. Er geht an einem Stock, das heißt, er schleppt sich mühsam und schreit, als er seinen Befreier sieht: „Fragen Sie mich nicht, fragen Sie mich nicht!“

„Aber ich habe Sie ja nicht gefragt.“

Der Mann schreit von neuem: „Fragen Sie mich nicht, ich wandere jetzt aus und komme nur, um mich bei Ihnen zu bedanken.“

Dann humpelte er davon.

Schäden an Beinen, Füßen und Händen häufen sich. Wir sehen sie, wenn die aus Buchenwald Entlassenen, Besucher unserer Sprechstunde, sie auch noch so sehr verbergen wollen. Sie rühren vom Laufen in schlechtem, hartem Schuhwerk auf unwegsamem Gelände her. Jedem Häftling stellen wir einen Anwalt. Der macht Eingaben, belegt den Auswanderungsplan, und dann beginnt der Wettlauf. Sind alle Urkunden beisammen und prüft sie das überlastete Reichskriminalpolizeiamt rasch genug nach, dann ist vielleicht Aussicht, auf ein Wiedersehen, sonst...

Aber alle Bemühungen um das einzelne Opfer scheinen mir keine zureichende Antwort auf diese unmenschliche Maßnahme zu sein. Was nutzte es schon, daß ich Tag und Nacht umherjagte, um Menschen mit politischen und hohen polizeilichen Beziehungen zu finden! Auf eine Vorstellung beim Berliner Polizeipräsidenten erhielt die jüdische Gemeinde die zynische Antwort, die

Zahl der Toten sei nicht auffallend groß, jedenfalls nicht höher als in Zuchthäusern oder Gefängnissen. Ich bitte Herrn H. mit seinem mir unbekannten Freund, der zu höchsten Parteistellen Zutritt hat, zu sprechen. Der Unbekannte läßt sagen, er könne nichts tun, allenfalls versuchen, den Verlauf der Aktion etwas zu mildern. Ich bitte Herrn M., mit seinem Freund, der an sehr hoher Regierungsstelle sitzt, unumwunden zu reden, und ihm in letzter Offenheit die ausweglose Qual und Verzweiflung darzustellen. Der Freund antwortet, er könne nichts tun, vielleicht später einmal versuchen, mit Heydrich⁵³ zu sprechen. Dieser unheimliche Geselle, kaum 35 Jahre alt, brutal und stupid zugleich, trug die Verantwortung für diese Mordaktion wie für fast alles, was in der Mordchronik des Dritten Reiches blutig niedergeschrieben ist. Er brüstete sich mit seiner Gefühllosigkeit und Unmenschlichkeit und bedrohte seine eigenen Werkzeuge mit Dachau und Oranienburg. Ein einziger freier Jude hatte ihn gesprochen, der Amerikaner Glick, der sich monatelang in Deutschland aufhielt, um den deutschen Juden als Scarlet Pimpernel⁵⁴ zur Seite zu stehen. Heydrich hatte ihn mit den Worten empfangen: „Ich freue mich, daß Sie hier sind. Wir haben das gleiche Ziel. Wir wollen die Juden aus Deutschland entfernen, und Sie wollen sie uns abnehmen.“ – „Solche Menschen haben wir in Amerika nicht“, hatte mir Mr. Glick gesagt. „So ein Auge, so eine Stirn, er sieht aus wie ein Mörder.“

Alle jüdischen Organisationen treten zusammen. Der Hilfsverein leitet die Besprechung. Er hat sein Bestes getan und ist zu allen nur erreichbaren Konsulaten gegangen, um Visa zu erbetteln. Ohne Visum kein Nachweis der künftigen Auswanderung, ohne Auswanderung keine Entlassung. Und so werden Visa von den abenteuerlichsten Ländern der Welt gekauft. Später kommen dann verzweifelte Briefe aus der Dominikanischen Republik oder ähnlichen „Nachtasylen“⁵⁵: „Hier müssen wir zugrunde gehen. Wir hätten auch in Buchenwald bleiben können, dann wäre unsere Beerdigung billiger gewesen.“ In der Organisationsbesprechung bricht ein echter, furchtbarer Konflikt auf. Wir alle sind uns über das Ziel der Aktion klar. Sie soll Schrecken erregen und so eine Panik-Auswanderung erzwingen. Verschaffen wir also Visa für Länder, in die eine verantwortliche Auswanderungslenkung menschen nicht schicken darf, dann wird Heydrich strahlend den Erfolg seiner größten Teufelei buchen und den gleichen

⁵³ Im Originalmanuskript stets: Heyderich. Es ist kennzeichnend für die 1938 öffentlich noch weitgehend unbekannte Person des Chefs der Sicherheitspolizei und des SD Reinhard Heydrich, daß auch Hans Reichmann, der als Syndikus des C.V. und Koordinator des Büros Wilhelmstraße sicher über gute Informationen zur Gestapo verfügte, den Namen Heydrichs falsch schrieb. Heydrich, am 7. März 1904 in Halle geboren, war im Sommer 1938 in der Tat noch keine 35 Jahre alt.

⁵⁴ Scarlet Pimpernel ist der Geheimname eines englischen Gentleman, der in Baroness Orczys gleichnamigem Roman aus dem Jahr 1905 Verfolgte vor dem Terror der Französischen Revolution rettete.

⁵⁵ Reichmann spielt hier auf Maxim Gorkis bekanntestes Theaterstück „Nachtasyl. Szenen aus der Tiefe“ an, das 1903 mit großem Erfolg von Max Reinhardt in Berlin inszeniert worden war.

Weg weitergehen. Ist es gelungen, diese 2000 Menschen aus Deutschland hinaus oder in den Tod zu treiben und sind die Lager leer, dann ist Platz geschaffen für die nächsten 2000. Und warum nicht für 4000, 8000 oder 20000? Dann ist das Judengeschwätz widerlegt, daß Druck und Panik die engen Auswanderungskanäle verstopft. Also muß unsere Linie sein, keine Visa von Phantasieländern zu erbetteln und den Behörden klar zu sagen, daß jeder gewaltsame Auswanderungsdruck das Gegenteil seines Zweckes erreicht, in dem er selbst die normale Auswanderung verhindert. „Aber inzwischen sterben unsere Märtyrer in den Lagern“, wendet die Gegenpartei ein. Niemand kann verantworten, die 2000 zu opfern, mögen noch so weitreichende Grundsätze auf dem Spiel stehen. Der Konflikt scheint unlösbar. Man hat dann weiter nach Visen gestrebt und zugleich bei jeder Gelegenheit zum Ausdruck gebracht, daß der Auswanderungsdruck aufnahmewillige Länder zur Sperrung der Grenzen veranlaßt, ungeeignete Menschen in Länder bringt, die diesen Zuzug ablehnen, fachkundige Einwanderer aber begrüßt hätten... Aber das alles war doch verlorene Mühe, der Haß und der Austreibungsfanatismus ließen sich durch Argumente nicht beirren.

Trotzdem dränge ich die Reichsvertretung zu einer Eingabe an die Reichskanzlei, das Innenministerium und die Gestapo. Wenn schon Argumente nicht wirken, die unserem Todfeind und seinem Ziel nützen könnten, wie soll da, so fragen mich Skeptiker, ein Appell an die Menschlichkeit der Unmenschen durchdringen. Die Eingabe soll, so rege ich an, nicht mehr als ein Dutzend Sätze enthalten, aber es soll ihr eine Totenliste beiliegen, die die Opfer der letzten sechs Wochen nennt. Sie wird von Dr. Baeck verfaßt und von ihm und Dr. Otto Hirsch den drei Stellen zugeleitet; sie ist prägnant, würdig und mutig: „In wenigen Wochen sind mehr als 90 Menschen in den Lagern gestorben. Angesichts dieser entsetzlichen Folgen bitten wir...“⁵⁶

Es gibt Leute, die glauben, daß ein Aufschrei der Auslandspresse das Morden hemmen würde. Ich dagegen fürchte, daß ein allzu starkes Interesse des Auslandes die Bosheit nur anstachelt, die sich an den Wehrlosen im Lager rächen würde. Aber es kommt nicht mehr auf unseren Wunsch an. Für die Auslandsjournalisten ist Buchenwald ein blutiger Begriff geworden. Sie gehen selbst auf die Suche, und ich erfahre, daß auch das englische Konsulat in Berlin seine Totenliste hat. Dort wirkt Captain Foley als Konsul, „der letzte Urchrist“, wie die Zionisten ihn nennen. Er hat leider nur 40 Sonderzertifikate für Palästina zur Verfügung. Die gibt er Menschen in Buchenwald und Sachsenhausen und rettet so ihr Leben.

Es erscheint im News Chronicle ein Aufsatz, der mit unbedingter Wahrheits-treue das Leben und Sterben in den Lagern schildert. Das Material soll zu ei-

⁵⁶ Vgl. dazu Esriel Hildesheimer, Jüdische Selbstverwaltung unter dem NS-Regime. Der Existenzkampf der Reichsvertretung und Reichsvereinigung der Juden in Deutschland, Tübingen 1994, S. 37.

nem Teil von Beamten eines Reichsministeriums stammen, in dem noch führende Menschen sitzen. Am 10. September 1938 zitiert Goebbels bei der Kulturtagung des Nürnberger Parteitags den *New Chronicle* als Schulbeispiel der völkerverhetzenden Presse. „Da sollen“, so höhnt er, „Juden in deutschen Konzentrationslagern von vier Uhr morgens bis acht Uhr abends arbeiten müssen und – daran sind sie dann gestorben.“⁵⁷ Ich habe am Radio den tosenden Beifall mitangehört, mit dem die Kulturträger des Dritten Reichs das Bonmot aufgenommen haben. Im Parkett saßen Herr Blunck, Herr Dwinger, Herr Johst, vielleicht auch Furtwängler und Sauerbruch.

Muß ich noch sagen, wie ich selbst diesen Sommer erlebte? Die hundert Probleme, von denen ich gesprochen habe, hätten ausgereicht, meine ganze Arbeitskraft aufzubauchen. Die Angst um jeden einzelnen in den Lagern peitschte mich zu immer neuer Bemühung. Der Wille zu helfen, war ebenso stark wie die Furcht vor dem todbringenden Zuspätkommen. Ich konnte die Frauen kaum noch sehen, die flehend und um ihren Mann zitternd zu mir kamen. Unsere Mitarbeiter gaben in gleicher Stimmung ihre letzte Kraft her. Die Anwälte, sämtlich tief mitempfindende Menschen, kannten keine persönliche Schonung, aber manchmal versagten selbst die stärksten Nerven in solchem Trommelfeuer. eines Morgens bat mich der treue B: „Sprich‘ du mit Frau Levy, einer ihrer Söhne ist in Dachau erschossen worden, der zweite sitzt jetzt in Buchenwald. Ich kann nicht mir ihr reden.“ Als ich den Namen hörte, erinnerte ich mich, wie der Dachauer geendet hatte. Rechtsanwalt Ludwig Bendix hatte mir vor einem Jahr erzählt, daß sich der Scharführer Ammann den unglücklichen Menschen, einen Imbezillen, ausgesucht hatte, um ihn ohne jeden Grund niederzunknallen.

Zwei Fälle hatte ich mir zur persönlichen Bearbeitung vorbehalten; Ludwig Cohn (Görlitz) und Paul Katz (Beuthen). Ludwig Cohn, Strumpffabrikant in Görlitz, 63 Jahre alt, war nach Buchenwald gebracht worden, weil er im Jahre 1933 wegen Devisenvergehens eine Geldstrafe erhalten hatte. Seine Ehefrau hatte mich am Freitag, den 17. Juni, spät abends aufgesucht, ohne über das Schicksal ihres Mannes, d. h. die näheren Umstände seines Aufenthaltes und die Ursache seiner Haft unterrichtet zu sein. Es war mir klar, daß jeder nur denkbare Einsatz ohne Verzögerung gewagt werden mußte, da Ludwig Cohn ein weicher Mensch war und in schlechtem seelischen und körperlichen Zustand.

⁵⁷ Goebbels mokierte sich auf dem Nürnberger Parteitag über die „Greuelpropaganda“ der ausländischen Presse und sagte unter anderem: „News Chronicle vom 9. August 1938 weiß sogar von 80 toten Juden zu berichten, die in einem einzigen Konzentrationslager während eines einzigen Monats gestorben sein sollen. Die armen Juden mußten morgens um 4 Uhr aufstehen und bis zum Abend um 8 Uhr arbeiten.“ *Völkischer Beobachter*, 12. 9. 1938. Daß die nationalsozialistischen Schriftsteller Hans Friedrich Blunck, Edwin Erich Dwinger und Hanns Johst am Parteitag teilgenommen haben, ist möglich. Daß der Dirigent Wilhelm Furtwängler und der Mediziner Ferdinand Sauerbruch anwesend waren, ist eher unwahrscheinlich.

Noch in der Nacht vom 17. zum 18. Juni legte ich mir einen Befreiungsplatz zu-recht und sprach mit Rechtsanwalt M. H., einem Verwandten der Familie. Ich veranlaßte ihn, Rechtsanwalt Dix, den früheren Vorsitzenden der Berliner An-waltskammer, von dessen Beziehungen ich mir etwas versprach, um die Vertre-tung zu bitten. Es mußte, so sagte ich mir, in diesem Fall so hoch wie möglich „gespielt“ werden. Dix lehnte die Vertretung leider ab. Darauf verpflichtete Frau Cohn, nicht mit meinem Einverständnis, den jungen, in Strafsachen wenig erfahrenen Rechtsanwalt Frowein. In dieser Verbindung war ein wichtiger Punkt: Der Vater des Anwalts Abraham Frowein, der früher Aufsichtsrat in der Cohnschen Strumpffabrik gewesen war, hatte Beziehungen. Er intervenierte auch sofort bei dem Staatssekretär Körner⁵⁸, allerdings nur schriftlich und ohne anderweitige Vorbereitung. Zu einer Wiederholung seines Schritts wollte er sich nicht verstehen und auch die anderen Bekannten der Familie, die in guten Zeiten ihren Nutzen von ihr hatten, taten nichts. Frau Cohn war in ihrer Art un-ermüdlich, wenn auch oft quälend, weil sie den Ernst der Lage nicht erkannte. Ich habe sechs-, acht- und zehnmal am Tag mit ihr gesprochen, ihren Anwalt ge-führt, jeden Besuch mit ihr gemacht, der mir nützlich erschien und manchen un-nützen zu ihrer Beruhigung. Dem Bruder und Neffen Ludwig Cohns habe ich mehrmals sehr ernst vorgestellt, daß ich für das Leben des gebrochenen Mannes fürchte und die Verantwortung nicht allein tragen könne.

Zwei Briefe, die nur wenige Sätze enthielten, erwähnten mit keinem Wort die Absicht auszuwandern. Jeder andere Häftling hatte laut hinausgerufen: „Be-schleunigt meine Auswanderung!“ Hier war auch nicht einmal eine leise An-deutung zu lesen. Bruder und Neffe bestätigten, daß ihr Verwandter an Aus-wanderung nicht gedacht habe und nach seinem Wesen nicht an sie denken werde. „Und wenn sein Leben davon abhängt?“, - „So wie wir ihn kennen, auch dann nicht.“ Gleichwohl befürwortete ich ein Kabel um ein Affidavit⁵⁹. Aber davon erwartete ich nicht die Lösung. Ich hatte Herrn M. gebeten, seinen Freund, den vornehmen Kriminaldirektor O. zu beschwören, in diesem einzigen Fall seinen Einfluß geltend zu machen. O. sprach unverzüglich mit dem ent-scheidenden Regierungs- und Kriminalrat Andexer, der ihm die Entlassung zu-sagte, und zwar ohne Verpflichtung zur Auswanderung. Ich war überglücklich. Zur formellen Deckung der Entlassungsverfügung suchte ich ärztliche Atteste und Unterlagen über die wirtschaftliche Bedeutung der Cohnschen Fabrik zu beschaffen, die gerade verkauft wurde. Auf eine weitere Rückfrage versicherte Andexer erneut, daß er Ludwig Cohn entlassen würde. Der todkranke Krimi-naldirektor O. telefonierte, als die Entlassung nicht sofort erfolgte, wiederum

⁵⁸ Paul Körner, seit 1926 Mitglied der NSDAP und 1933 persönlicher Referent Görings im Preußischen Innenministerium, wurde 1936 Staatssekretär in Görings Behörde für den Vierjahresplan.

⁵⁹ Nur mit einer Eidesstattlichen Erklärung (Affidavit) eines US-Bürgers, für den Neuan-kömmling notfalls aufzukommen, konnte man ein Einreisevisum in die USA beantra-gen.

mit Andexer, und auch dieser Bescheid gab neue Beruhigung. M., den ich unter dem Einsatz meiner ganzen Autorität für diesen Fall interessierte, blieb mit O. in täglicher Fühlung, und ich war meiner Sache ganz sicher.

An einem Dienstag – es dürfte der 12. Juli gewesen sein – verfasste ich mit Frau Cohn und ihrem Vetter M. H. eine x-te Eingabe. Sie scheint mir nicht entscheidend wichtig; die Entlassung ist mir zugesagt; in wenigen Tagen wird er da sein. Zum erstenmal ist Frau Cohn bedrückt und so ernst wie ich sie in diesen vier Passionswochen noch nicht gesehen habe. Sonst erzählte sie unaufhörlich unwichtige und abwegige Dinge, und ich mußte sie manchmal fest anpacken, weil dieses Plätschern allzu sehr mit meiner furchtbaren, in jeder Minute gegenwärtigen Spannung kontrastierte. Natürlich habe ich ihr meine Befürchtungen so gut wie möglich verborgen. Heute nun sagt sie scheu und angstvoll, sie habe in der „Jüdischen Rundschau“ die Todesanzeige eines Leidensgenossen ihres Mannes gelesen. Am frühen Nachmittag sprach ich sie wieder, während die Eingabe geschrieben wurde. Dann fuhr sie nach Görlitz. Am späten Nachmittag ruft M. H. an: „Es ist aus.“

Ich sage nichts, kann nichts sagen, verlasse das Büro und gehe zu M. H., den ich in die Synagoge begleite; es ist der Jahrzeittag seines Vaters⁶⁰. Eva teile ich am Abend mit, was geschehen. Später kommt Hanna Kaminsky⁶¹ zu uns. Auch diese fromme Seele weiß nichts zu sagen als: „Hoffentlich haben sie ihn nicht zu sehr gequält.“ Die Angehörigen sind durch die Polizei benachrichtigt worden. Das Lager teilte den Tod und die Stunde seines Eintritts mit nüchterner Präzision mit. Zur Beisetzung der Asche wollte Eva nach Görlitz fahren. Die Polizei aber bezeichnete die Teilnahme von Fremden an der Beisetzung als „unerwünscht“. Ich habe später mit Lagerkameraden gesprochen, die mir erzählten, daß Ludwig Cohn eines natürlichen Todes gestorben ist. Er ist nicht ermordet oder besonders gequält worden; aber ein kränklicher oder auch nur seelisch leicht angreifbarer Mensch kann die Strapazen und die furchtbaren Eindrücke eines deutschen Konzentrationslagers nicht ertragen.

Seit diesem Tag war meine Kraft gebrochen. Ich hatte die Hitler-Zeit – ich darf das wohl selbst von mir sagen – mit ihren tausend Überfällen auf meine Nerven gut durchgestanden; weder mein Humor noch meine Freunde an den guten Dingen des Lebens waren geschwunden. Ich glaube, daß ich vielen Menschen habe helfen können, daß ich manchem seine Gesundheit, seine Freiheit und einigen vielleicht sogar das Leben gerettet habe. Hunderte habe ich verzweifelt gesehen, und ich war glücklich, wenn ich ihnen neue Kraft geben konnte. Als 1935 die Nürnberger Gesetze durch eine ähnliche, aber längst nicht so furchtbare Kampagne vorbereitet wurden, habe ich meine Kollegen immer wieder in die Feuerlinie getrieben, sie ermutigt und ihre Bedenken zerstreut.

⁶⁰ Der Jahrzeittag bezeichnet einen jährlichen Gedenktag an den Tod der Eltern oder nächster Verwandter, an dem ein Licht entzündet, gebetet und gefastet wird.

⁶¹ Hannah Karminski, Geschäftsführerin des Jüdischen Frauenbundes, wurde 1942 in den Osten deportiert und ist dort umgekommen.

Und wir alle haben durchgehalten. Niemals vorher war mir ein Mensch unter den Händen gestorben; der arme kleine Jakob Epstein aus Jastrow ausgenommen, der an Görings Hochzeitstag schuldlos hingerichtet wurde: er war wegen Mittäterschaft an der Ermordung Horst Wessels zum Tode verurteilt worden, obwohl ein polizeiliches Ermittlungsverfahren unmittelbar nach der Tat wegen erwiesener Unschuld eingestellt worden war. Aber ich hatte sein Leben vom ersten Tag, an dem ich mit diesem „Fall“ befaßt wurde, als verloren angesehen.

Es war zu Ende. Es bedurfte keiner so niederschmetternden Dokumentation meiner, unserer Ohnmacht, um mir zu verdeutlichen, daß es auch mit dem deutschen Judengeschick zu Ende war. Ich wußte es längst, aber erst jetzt spürte ich, daß meine Kampffähigkeit dahin war. Der „Stammvater“ wußte, daß meine ganze Energie der Befreiung Ludwig Cohns gegolten hatte: „Sie haben Ihren Toten. K. ist auch gestorben. Wie sollte der herzkranke Mann mit seinen 90 Pfund das auch überleben! Wir müssen weiterarbeiten, vielleicht kommt auch für uns einmal der Tag der Abrechnung.“

Wo immer jüdische Menschen, die für einen Juni-Gefangenen kämpfen, sich begegnen, blicken sie sich scheu an. Sie wagen kaum nach dem Schützling zu fragen, weil sie vor der Antwort zittern. Unsere Damen im Büro schreiben die Eingaben mit Tränen in den Augen. „Nun werden sie den armen Munk wohl auch bald bringen“, sagt meine Sekretärin. Eines Nachmittags läutet unsere Telefonistin zu mir herüber, obwohl ich das Büro soeben verlassen habe. „Herr Munk ist tot. Ein Polizist hat es seiner Frau vor einer Viertelstunde gesagt.“ Nach einer Woche begleiten wir die Frau unseres Mitarbeiters Munk – sie ist kaum 30 Jahre alt – zu dem Urnengrab ihres Mannes. Ein stattlicher Mensch hatte am 13. Juni sein Haus gesund und ahnungslos verlassen, und nun stehen wir vor einer Hand voll Asche. Als wir schweigend – es ist ein herrlicher Sommertag – über den Friedhof gehen, vor uns das Bild des Leutnants der Reserve und Führers einer Maschinengewehrkompanie, Paul Munk, 45 Jahre alt, höhnt es in uns wie schon so oft: „Der Dank des Vaterlandes ist Euch gewiß!“

Der blaue Himmel und die Wärme schmerzen uns. In uns ist es kalt und trostlos. Die alte Mutter des toten ist zusammengebrochen. Der Lithurg spricht ein schlichtes Gebet. Die Gemeinde hat ihre Rabbiner angewiesen, in „solchen Fällen“ keine Grabrede zu halten. Die Fahne des Frontbundes⁶² senkt sich über der Asche des „Vorbeugehäftlings“ Paul Munk. Ich frage einen unserer Angestellten, in dem mir die gläubigen Vorstellungen des Ostjudentums noch lebendig

⁶² 1919 gegründet, umfaßte der Reichsbund jüdischer Frontsoldaten in den zwanziger Jahre mehr als 30 000 Mitglieder. Mit Ergebnheitsadressen an die neuen Machthaber glaubte die RjF-Führung 1933, sich ihre Unabhängigkeit zu bewahren, mußte jedoch rasch begreifen, daß sich gerade gegen eine deutschnationale jüdische Gesinnung die Politik der Nationalsozialisten richtete. Im Oktober 1936 wurde dem RjF jede politische Betätigung verboten, im November 1938 wurde er wie die übrigen jüdischen Organisationen aufgelöst.

scheinen, was wohl ein frommer Jude seiner Heimat zu solchen Schicksal sagen würde.

„Gam su le tauwu“, meint er „aber mir ist das zu wenig.“

„Und mir erst recht.“

Am gleichen Tage wurden noch drei „solcher Fälle“ in Weissensee beigesetzt.

Wieviel Opfer diese Juniaktion gefordert hat, ist bisher nicht genau festgestellt. In Sachsenhausen sind von 900 Häftlingen innerhalb von sechs oder acht Wochen 90 zugrunde gegangen, in Buchenwald erheblich mehr. Kaum eine jüdische Gemeinde, die nicht betroffen war, und kein jüdisches Haus, in dem man nicht schauernd von diesem Massenunglück flüsterte. In Gleiwitz, so hörte ich glaubhaft erzählen, sprach ein jüdischer Lehrer zu seinen Schulkindern von Goethes Leben. „Er wurde in Frankfurt geboren und starb in Weimar“, sagte er.

„Im Lager?“, fragte ein jüdisches Kind.

Ich spreche mit den Rabbinern Maybaum, Nussbaum⁶³ und Swarsensky⁶⁴. Sie haben eine umfangreiche „Praxis“ aus Buchenwald und Sachsenhausen, und sie legen dazu jeden Tag Menschen ins Grab, die sich freiwillig von diesem Leben verabschiedet haben. Sanitätsrat Dr. Nawrazski, einst Besitzer eines Nervensanatoriums, ist mit seiner Frau von dannen gegangen. Im Polizeipräsidium ist ein Mädchen aus dem Fenster gesprungen. Die Polizei sucht einen angesehenen Kaufmann in seiner Wohnung und findet ihn zerschmettert im Hof. Der Grund für dieses freiwillige Massensterben ist selten wirtschaftliche Not. Die Menschen ertragen all den Jammer nicht mehr. Dr. Swarsensky erregt erschrockenes Aufsehen, als er in der Synagoge gegen die Selbstmordepidemie predigt. So grauenhaft offen ist noch nie in einem Gotteshaus gesprochen worden. Noch nie hatte ein Feind so grauenhaft offen Verzweiflungsstimmung entfacht, um seinen Vernichtungsplan zu erfüllen.

Ich konzentriere den Rest von Kraft, der noch in mir ist, auf die Befreiung von Paul Katz. Auch sein Vater weiß nicht, was auf dem Spiel steht. Ich spanne seine Energie scharf an und lasse durchblicken, daß kein Opfer gescheut werden darf, um den Sohn aus den Händen der ‚Bestien‘ zu reißen.

„Sind es denn Bestien?“, fragt er erschrocken.

Ich antworte: „Ja“; wenigstens so viel darf ich der Verantwortung und meiner Schonungstaktik opfern.

⁶³ Dr. Max Nussbaum (1910–1974) war nach dem Studium in Breslau von 1935 bis 1940 liberaler Rabbiner in Berlin und in der Leitung des Palästinaamtes tätig. Als aktiver Zionist gehörte er 1939 zur deutschen Delegation beim 21. Zionistischen Weltkongress. Nussbaum emigrierte 1940 in die USA und wurde Rabbiner in der Jüdischen Gemeinde in Hollywood.

⁶⁴ Dr. Manfred Erich Swarsensky (1906–1981) war nach seinem Studium in Würzburg und Berlin von 1932 bis 1939 liberaler Rabbiner in Berlin und gehörte von 1936–1938 dem Vorstand des C.V. an. Wie Hans Reichmann wurde er im November 1938 in das KZ Sachsenhausen verschleppt und wanderte 1939 in die USA aus.

Ich will die vielen Zwischenfälle, Verzögerungen, Enttäuschungen nicht im einzelnen schildern. Am 15. September wird Paul Katz endlich entlassen. Am 16. ist er zu Haus. Am 17. nimmt sich seine Mutter das Leben. Sie hatte auf ihren Sohn mit jedem Nerv gewartet. Als sie ihn wiedersah, brach sie zusammen. Anfang Oktober reist Katz nach Holland, wo wir ihm im Werkdorf Wieringen ein Auswanderungsziel geschaffen haben. Die holländische Polizei verweigert ihm trotz gültiger Papiere den Grenzübertritt und schiebt ihn wieder über die Grenze zurück nach Bentheim. Dort verhaftet ihn die SS, weil sie an seinem Finger einen Ring findet. Zwar hatte sie ihn vor wenigen Stunden unbeanstandet nach Holland ausreisen lassen, jetzt aber führt sie ihn gefesselt ins Bentheimer Gefängnis. Ein verständiger Richter entläßt ihn am nächsten Tag und der „Stammvater“ muß nun rasch das Devisenstrafverfahren erledigen, das mit einer Geldstrafe endet.

Im Oktober spreche ich Paul Katz. Stockend und leise erzählt er von Buchenwald: Wie der unglückliche Wystinieczki aus Beuthen von der SS in einen Steinbruch hinuntergeworfen und erschossen wurde, als er noch zuckte. Er hat die Hinrichtung eines der beiden Häftlinge mit ansehen müssen, die den SS-Posten Kalweit bei der Arbeit niedergeschlagen hatten und entflohen waren. Einer war wieder eingefangen, vom Weimarer Schwurgericht zum Tode verurteilt und der Lagerverwaltung ausgeliefert worden. Vor versammelter Mannschaft wurde er von Häftlingen gehängt. Seine Leiche blieb drei Tage am Galgen – zur Abschreckung. Unmittelbar nach der Tötung des Kalweit hatte man „Lagerjustiz“ geübt. Durch Lautsprecher wurden beim Appell etwa zehn Häftlinge aufgerufen, die dem Block oder der Arbeitsgruppe der Flüchtlinge angehörten. Man hat die so Herausgegriffenen niemals wiedergesehen. Aber das deutsche Strafrecht gilt noch immer. Kohlrausch liest es in Berlin, Bumke ist weiter Präsident des deutschen Reichsgerichts und Gürtner Reichsjustizminister!

Ende Oktober trifft Katz glücklich in Wieringen ein. Etwa 14 Tage später wird sein Vater mit den anderen Beuthener Juden nach Buchenwald gebracht. Er muß jetzt selbst die „Bestien“ studieren. Als er nach einem Monat zurückkehrt, bricht sein Geschäft zusammen. Im März 1939 finden bei ihm Haussuchungen statt, und im April floh er nach Polen. Einer der ersten Briefe, die in London zu mir kommen, enthält einen Notschrei von Paul Katz: „Hilf uns nur noch dieses eine Mal! Dem Vater droht Ausweisung oder Auslieferung nach Deutschland.“ Englische Politiker haben ihm ein Permit für England⁶⁵ beschafft, und er soll jetzt hier sein.

Ich habe diese Tragödie mit ihren Katastrophen Schlag auf Schlag im Zusammenhang aufgezeichnet und bin dabei der Zeit, die noch zu schildern ist, weit vorausgeeilt. Die Pläne, die sich schon im frühen Sommer andeuteten, werden

⁶⁵ Ein Permit (Erlaubnisschein) kann im angelsächsischen Recht recht verschiedene administrative Genehmigungen betreffen; hier handelte es sich um den Erlaubnisschein für die Einreise.

jetzt Wirklichkeit. Die Ärzte werden ausgeschaltet, obwohl die Führung der nationalsozialistischen Ärzteschaft und der Reichsärztesführer Dr. Wagner gegen die Ausschaltung sind⁶⁶. Auch das Arbeitsministerium ist dagegen. Es erklärt meinem Kollegen Dr. Goldschmidt⁶⁷ in vielen Besprechungen, daß es diesen Anschlag der jungen Radikalen aus der Ärzteschaft hofft abwehren zu können. Eines Mittags kommt Goldschmidt voll Zuversicht nach einem Gespräch mit dem Ministerialreferenten in unser Büro zurück. Während er mir gerade berichtet, wird durch das Radio die restlose Ausschaltung der jüdischen Ärzte gemeldet. Der Referent selbst hatte nichts davon gewußt, daß die Verordnung schon unterzeichnet war.

Es folgt die famose Kennkarten-Verordnung⁶⁸, die wir nur noch mit Galgenhumor aufnehmen: Unretuschierte Fotos mit freiem linken Ohr, Fingerabdruck auch für kleine Kinder! Es kommen ernsthafte Berichte über einen Plan, die Juden äußerlich zu kennzeichnen; man schwankt zwischen gelbem Fleck und gelbem Hut⁶⁹. Man hört von der Absicht, Mischehen zu trennen. Sie wird zwar nicht Gesetz, aber praktisch durch starken Druck und schwerwiegende Nachteile für den arischen Ehegatten häufig erreicht. Man munkelt von Baracken, in die die Juden Berlins geschafft werden sollen. Das Gerücht ist falsch, aber nur insoweit als es den Ort der Handlung betrifft: die Baracken werden nicht in Weißensee, sondern in Sachsenhausen gebaut, wo wir sie später zu „besichtigen“ Gelegenheit hatten.

Wir waren fast überrascht, wenn ein Tag keinen neuen Schlag brachte. Es gab für uns keinen ruhigen Schlaf mehr, und was dem treuen, wie allen jüdischen Russen längst ausgewiesenen Dr. Chasatzky nur so schwer gelungen war, das schaffte die Judenhetzjagd spielend, ich nahm von Woche zu Woche an Gewicht

⁶⁶ Ganz im Gegenteil hatte Wagner bereits im Sommer 1937 Hitler vorgeschlagen, die noch praktizierenden jüdischen Ärzte auszuschalten. Anfang Januar 1938 wurden jüdische Ärzte aus den Ersatzkassen ausgeschlossen, am 25. 7. 1938 entzog die 4. Verordnung zum Reichsbürgergesetz (RGBl I, S. 969 f.) jüdischen Ärzten zum 30.9. die Approbation. In Ausnahmefällen durften wenige als „Krankenbehandler“ für ausschließlich jüdische Patienten weiterarbeiten. In ähnlicher Weise wurde mit jüdischen Rechtsanwälten verfahren, von denen fortan nur wenige als „Konsulenten“ jüdische Klienten vertreten durften.

⁶⁷ Dr. Frederick (Fritz) Goldschmidt (1893–1968), Amtsgerichtsrat und bis 1933 Richter am Kammergericht Berlin. Goldschmidt gehörte dem Vorstand der jüdischen Loge B'nai B'rith an und war bis 1938 Rechtsberater für den C.V. wie für die Reichsvertretung. Wie Hans Reichmann wurde er im November 1938 ins KZ Sachsenhausen verschleppt und wanderte nach seiner Freilassung ebenfalls nach England aus.

⁶⁸ Die „3. Bekanntmachung über den Kennkartenzwang“ des Reichsinnenministeriums erfolgte am 23. 7. 1938 (RGBl I, S. 922). Juden hatten bis zum Jahresende eine Kennkarte zu beantragen, die sie unaufgefordert bei allen Behördenbesuchen vorzulegen hatten.

⁶⁹ Die Juden öffentlich mit einem besonderen Zeichen zu brandmarken war stets ein Thema des NS-Bewegung. Hitler aber machte immer wieder seine ablehnende Haltung gegenüber solchen Abzeichen deutlich. Erst vor dem Beginn der Deportationen der deutschen Juden in den Osten erging am 1. 9. 1941 die Polizeiverordnung über die Einführung des „Judensterns“.

ab. Daß seelische Qual den Organismus mürbe machte, erfahren wir in tiefer Erschütterung an Rechtsanwalt Rudolf Samsons Tod. Er war 41 Jahre alt, sportlich, gesund und kräftig. Beim Baden in der Ostsee ist er vor den Augen seiner Kinder versunken. Als alter Hamburger Patrizier schon hatte er nicht glauben wollen, daß die Haß- und Schmutzwelle auch seine Vaterstadt überfluten könnte. Seine Enttäuschung und nervöse Spannung hatte er durch maßloses Rauchen zu betäuben gesucht. Fuchs⁷⁰ und ich standen an seinem Sarg.

Ich schrieb Euch aus Hamburg, und Ihr wißt aus diesem Brief, wie nahe ich uns damals, im September 1938, dem Kriege glaubte. Seit dem Frühjahr hatte ich das Kriegsgewitter heraufkommen sehen. In frivolem Gegensatz zu meiner Furcht vor diesem größten Unglück, das uns treffen könnte, hatte ich schon im Mai meine Überzeugung von der Unausweichlichkeit des Krieges in einer Wette ausgedrückt. Kurt Friedländer hielt sie, und sie ging um ein exquisites Abendbrot. Ich hatte auf Kriegsausbruch bis zum 1. Oktober 1938 gesetzt. Seit dieser Wette gab es im Kreis unserer Kollegen einen leicht verständlichen Code: „Meinen Sie auch, daß Reichmann gewinnen wird?“ oder „Die Chancen von Friedländer steigen wieder.“

Anfang Juli hatte ein wohlwollender und wesentlicher Mann der Schwerindustrie, dessen Hilfe ich für die Märtyrer von Buchenwald erbitten wollte, erklärt: „Schaffen Sie bis zum 1. Oktober so viel Ihrer Leute hinaus, wie Sie nur irgend können. Im Oktober gibt es Krieg.“ Im Spätsommer erfuhr ich dann von einer Generalsbesprechung, bei der Hitler die Bedenken gegen das geplante tschechische Abenteuer zerstreut habe: es würde keinen Krieg geben, auch wenn er einmarschiere. Er soll dies in seiner bekannten manischen Art versichert und die Widerstände zum Schweigen gebracht haben. Dann aber hörte man Äußerungen höherer Linien-Offiziere, daß der Krieg im Herbst komme, und daß die alte Theorie, ein Krieg dürfe nicht im späten Herbst ausbrechen, überholt sei.

Gewisse Agitationsmaterialien ließen mich schauernd erkennen, daß man die Kriegsschuld billig, zynisch und erbarmungslos den Juden aufbürden wolle. Alfred Rosenberg holte die alte, ironisierende Vision eines jüdischen Amerikaners hervor, die vielleicht 1925 geschrieben wurde und in der jüdische apokalyptische Reiter durch den europäischen Kriegsbrand jagen. Streicher bereitete eine „Stürmer-Sondernummer: Die Juden und der Krieg“ vor, die noch plumper und noch gefährlicher als Rosenberg, die Juden als Kriegstreiber und Kriegsschuldige anprangern sollte. Die „Parole der Woche“, eine an allen Straßen angeschlagene Wandzeitung, gab in kaum überbietbarer Verantwortungslosigkeit Auszüge aus Rosenbergs Aufsatz.

Auf meine Bitte sprach Herr M. wieder mit seinem Freund in einem Reichsministerium. Der gab die schamlose Taktik der Partei offen zu und zuckte die

⁷⁰ Franz Eugen Fuchs, geboren 1899 in Berlin, war Vorstandsmitglied der Berliner Rechtsanwaltskammer und von 1933 bis 1938 Vizepräsident des C.V. 1942 wurde er von den Nationalsozialisten in den Osten deportiert und dort getötet.

Achseln. Ich fürchtete, daß der Kriegsausbruch bei solcher Vorbereitung einen Pogrom auslösen mußte, wenn das Militär nicht vorbeugte. Schon im März waren in der Umgebung von Würzburg die Juden eines ganzen Dorfes überfallen und nachts aus ihren Häusern verjagt worden. Türen und Fenster hatte man zerschmettert. Sie flüchteten in den Wald und dann in das nahe Würzburg. Die Parole für diese Judenaustreibung hatte ein Bauer gegeben, dessen Sohn in Spanien gefallen war. Auch an diesem Tod seien die Juden schuld, hatte er verbreitet, weil sie das deutsche Volk und seinen Führer in den Krieg hetzten. Die Würzburger Gestapo ließ die Flüchtlinge in ihr Heimatdorf zurückkehren, nahm aber ein halbes Dutzend Männer für vier Wochen in Schutzhaft. Einzelaktionen durfte es ja theoretisch nicht geben, und so mußte die Schuld der Juden (an ihrer eigenen Austreibung!) sinnfällig gemacht werden. Also Schutzhaft für ein paar Sündenböcke!

Im Mai bat ich Dr. L., dieses Geschehnis dem Adjutanten des Generals Keitel mitzuteilen. Nicht um des Einzelvorgangs willen, sondern weil mir das Würzburger Beispiel als verhängnisvolles Vorzeichen für die ersten Kriegstage erschien. Der Adjutant meinte „Verrückt!“ und wehrte ab; er sei froh, nichts mit der Politik zu tun zu haben. Es gab keinen wirksamen Schutz gegen die teuflischen Pläne. Wir waren Mäuse in der Falle, und es war ja auch fast gleich, ob ein paar Tausend als Pogromopfer oder unter den Bomben des kommenden Krieges fielen. Mehr und mehr hatte sich in mir Resignation und Fatalismus festgesetzt. So allein konnte man leben oder besser dahinleben, vegetieren. Die Stimmung des gütigen von mir so geliebten Matthias Claudius: „Ist Krieg. Ist blut'ger Krieg und ich begehre, nicht schuld daran zu sein“⁷¹, war mir früher fern. Ich begehrte mehr als „nicht schuld daran zu sein.“ Der Kampf gegen den Krieg war seit 1933 verloren. Mäuse in der Falle können nicht kämpfen. Sie schlagen sich nur den Schädel ein, wenn sie versuchen, gegen die Wände anzu-rennen. Lord Runciman wird von England nach Prag entsandt und soll die sude-tendeutsche Frage friedlich lösen. Aber die Art, in der die deutsche Presse seine Mission begleitet, macht mir die Einmarschabsicht Hitlers zur Gewißheit.

Ich höre mich im Volk um. Wieder spreche ich mit Meister H., dem deutschen Kleinbürger.

„Na, nun werden Sie bald feldgraue Uniformen machen.“

„Ach wo, es gibt keinen Krieg. Die haben viel zu große Angst.“

„Wer hat zu viel Angst?“

Er fürchtet, daß er sich zu weit vorgewagt hat und lauert darauf, daß ich aus-spreche, was er denkt.

„Wer hat Angst? Das deutsche Volk doch gewiß nicht?“

⁷¹ Der Vers stammt aus dem Gedicht „Kriegslied“ von Matthias Claudius. Dort heißt es: „’s ist Krieg! ’s ist Krieg! O Gottes Engel wehre, / Und rede du darein! / ’s ist leider Krieg – und ich begehre, / Nicht schuld daran zu sein.“

„Na ja! Ja, ja. Aber man kann nie wissen, wie so so ein Krieg ausgeht, und es hat ja schon mal ein Thron gewackelt.“

„Ach Sie meinen, daß der Benesch oder der König von England Angst hat?“

„Die vielleicht auch. Aber es gibt auch anderswo Leute, die ihr Geschäft gern behalten möchten. Sehen Sie mal, der Mussolini, den kriegen zehn Pferde nicht in den Krieg. Die Italiener kenn' ich. Sie doch auch?“

„Ja sicher! Aber bei uns ist doch alles in Ordnung. Das Volk steht doch wie ein Mann hinter seiner Führung, nicht wahr?“

„Ach was, das Volk will Ruhe und sonst gar nichts. Der Krieg hat uns 1914 nichts eingebracht, und jetzt können wir erst recht nichts erben. Die Brüder werden sich hüten.“

Das war die Stimmung des ganzen deutschen Volkes. Sie schwankte zwischen Resignation, Furcht und der Hoffnung, daß es doch nicht so weit kommen werde. Auflehnung, leidenschaftliche Empörung, offener Protest sind nirgends laut geworden. Selten traf man jemand, der mit Genugtuung zusah, wie der Knoten sich verwickelte. Das war dann ein geschworener Hitler-Feind, ein Intellektueller oder öfter noch ein alter Marxist, der im Krieg die einzige Möglichkeit zum Sturz der Diktatur erblickte.

Aus dieser Stimmung der Resignation und des Doch-nichts-ändern-Könnens ließ ich mich nach langem Schwanken von Eva zu einer Urlaubsreise drängen. In den Tagen der schwelenden Krise fuhren wir nach Baden-Baden. „So oder so“ – ich scheue mich vor dieser Hitler-Phrase –, es würde ja doch der letzte Urlaub sein. Als wir am Abend des 14. September unsere Wohnung verließen, gab der Rundfunk gerade die Nachricht, daß Chamberlain nach Berchtesgaden fliegen wolle. Es war also doch noch ein Funken Hoffnung. Ich hatte keine rechte Erinnerung an Baden-Baden. Die Liechtenthaler Allee, ihre Parks und ihre Blumen, die plaudernde Oos, in der die Forellen sprangen, die freundlichen Schwarzwaldberge, die Sicht in die Rheinebene und über dem allen ein strahlender Himmel voll Heiterkeit: diese Landschaft war ein Idyll des Friedens. Hans Thoma hat sie oft gemalt. In unserer Wohnung hing, wie Ihr wißt, ein solcher Gruß des deutschen Südens, und wir fanden die Hänge, die Wiesen, den Bach und die milden Berge bei jedem Blick hier wieder. Wenn wir die Höhen hinaufstiegen, die die Rheinebene überragen, so suchte ich auf jedem Weg die Ferne, aus der das Straßburger Münster auftauchen sollte. Es war mir von jeher das Sinnbild des alten Streites, mochte es jetzt auch nach den Proklamationen Hitlers dem „Erbfeind“ gegönnt sein. Im Dämmer eines durchsichtigen Tages fand ich es weit hinter dem grausilbernen Streifens des Rheins und ahnte seine Umrisse; aber ich hatte es nur gefunden, weil der Soldatenkopf eines deutschen Kriegerdenkmals unverwandt nach der „wunderschönen Stadt“ starnte. Wie viel Tage noch, und wieder würden Opfer fallen, denen solche Denkmäler gelten?

Was mögen die da unten tun? Fast täglich kamen Berichte über fieberhafte Arbeit in der Festung, und selbst hier im friedlichen Baden-Baden, dem Kurort, spürte man, daß zum Sammeln geblasen wurde. Als wir eines Morgens erwachten, standen Hunderte von Pferden und Bauernwagen in der Liechtenthaler Al-

lee. Die Pferde waren aufgeboden, und die Menschen folgten. Reservisten und Landwehrleute gingen ernst und mißmutig mit ihren Kofferchen zur Bahn. An jedem Morgen gab es neue Lücken im Hotelpersonal, die durch nächtliche Gestellungsbefehle gerissen waren. Acht Mal am Tage sendete das nahe Straßburg deutsche Nachrichten, aber sie genügten uns nicht: Wir lassen auch keine Meldung des deutschen Rundfunks aus, der jede Stunde seine Haßpropaganda in die Welt kreischte. Dazwischen hörten wir Luxemburg und zum erstenmal tönte aus dem englischen Radio die Stimme Chamberlains. Wir stürzten uns auf die Zeitungen, um aus den Kircherschen Leitartikeln der „Frankfurter Zeitung“ ungefähr zu erraten, was Hitler im Letzten wünscht. Aber die Aufsätze sagen täglich zweimal etwas anderes, und das Bild der Lage wird nicht klar.

Diese Welt hier, die Welt dieses Tales und dieser Landschaft, nähert sich der Vollkommenheit, von der es heißt, sie sei... „überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.“ Doch der Mensch und seine Qual sitzen uns auf den Fersen, hetzen uns in fieberhafte Spannung und lassen uns das Idyll nur schmerzvoll verzichtend wie durch einen roten Schleier sehen. Aus den Hotels flüchten die Menschen. In unserm „Bären“ hält ein mutiger Franzose die Friedensfahne, bis auch er am 27. September die Koffer packt. Franz Eugen Fuchs, der uns ein lieber Genosse unseres Erlebens war und Jonny Levys Frau, die wir aus unpolitischer Naivität aufgescheucht haben, suchen mit uns auf den Bergen und an den Waldhängen Frieden. Aber wir finden ihn nicht.

Wir sind zerrissene Menschen. Wir sehen galgenhumorig in jedem jungen Mann, der durch den Wald streift, den ersten Deserteur, in diesen Kühen ein Paar, das zur Kriegstraung geführt wird, winken übermütig den Schülern zu, die bald wieder Kriegsabitur machen können und hoffen doch mit jeder Faser, daß trotz allem Frieden bleibt. Im Wald irrt eine Frau umher, die im Gehen strickt. Die Angst hat sie hinaus getrieben, sie weiß kaum noch, was sie tut, sie hängt sich an fremde Menschen und erzählt zitternd von ihrer Qual: drei Söhne hat sie im Weltkrieg verloren und jetzt sind die beiden einberufen, die ihr geblieben sind.

Im Hotel ist eine Stimmung wie im „Tod in Venedig“. Wirt und Portier suchen den letzten Gästen einzureden, daß nichts geschehen ist und nichts geschehen wird. Der Wirt stellt Radio Straßburg ein, versichert, daß ein Krieg sinnlos sei, legt seine SA-Uniform an und geht zum SA-Appell. Vielleicht stößt er dort auf den Sieg an. Eine alte vornehme Dame mit ihren zwei Töchtern und wir sind die allerletzten Gäste. Ich bestimme ihre Herkunft nach Physiognomie und Haltung: Jenaer Theologenwitwe. Jena stimmt, protestantisch stimmt, Theologenwitwe ist wohl falsch. Sie stellt sich als Frau Josephi aus Jena, Sedanstraße vor. „Glück muß man haben“, meint Eva, „protestantisch sein und in Jena leben, weit ab vom Schuß.“ Aber der Protestantismus ist erst 60 Jahre alt; Frau Josephi, Tochter eines jüdischen Reichsgerichtsrats, ist getaufte Jüdin, ihr Mann war Jude, und ihre Tochter leiden unser Schicksal. Und Jena als Refugium? O nein, in einer Stunde können die tschechischen Flugzeuge dort sein und die Zeiss-Werke sind ein begehrenswertes Ziel. Wir überlegen, wo denn in Deutschland

ein sicherer Zufluchtsort überhaupt ist. Vielleicht an der pommerschen Küste, aber es scheint uns, daß man nirgendwo dem Krieg entfliehen kann, wenn er mit seinen Luftgeschwadern über uns kommen sollte.

Wir wandern mit Fuchs und Landgerichtsrat Y., der trotz schlechter Taufe ein guter Artillerieoffizier ist und gestehen einander, daß jeder von uns mit dem Gedanken eines Sprungs über die Grenze schon ernsthaft gespielt hat. Y. weiß sogar, wo sich an sicherer Stelle über den Bodensee in die Schweiz hineinschmuggeln könnte. Aber wer von uns „Bürgern“ wird solch einen Sprung wagen! Wie der Krieg beginnen würde, können wir uns nicht vorstellen. Ob diese Gegend eine strategische Position ist, ob man herüber und hinüber schießen wird, das alles wissen wir nicht; aber wenn unsere Blicke den Dunst der Rheinebene durchdringen, scheint uns die Luft schon feurig durchglüht. Eva kommt der alte Schiller, der uns soweit so gegenwartsfern dünkt, in den Sinn. Als sie die Verse vor sich hin spricht, merken wir, wie diese Worte unser aller Vision prägen:

Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
wo des rauhen Krieges Horden
dieses stille Tal durchtoben;
Wo der Himmel,
den des Abends sanfte Röte
lieblich malt,
von der Dörfer, von der Städte
wildem Brande schrecklich strahlt!⁷²

Jeden Tag nehmen wir Abschied vom Leben. „Daß er uns so schwer gemacht wird! Wie schlecht hat überhaupt hier der antisemitische Verein zur Abgewöhnung Deutschlands gearbeitet“, meint Fuchs. Wie können wir uns dieses Deutschland abgewöhnen? Und es war uns doch gewiß, daß nach einer friedlichen Lösung der Krise der Auswanderungsdruck von neuem beginnen würde. „Kommt Krieg, dann wandern wir ins Massengrab; bleibt Frieden, dann müssen wir nach Kenya“, sagen wir bitter. Der Abschied vom Leben wurde uns so schwer wie der Gedanke, uns von Deutschland zu verabschieden. Aber unsere Wahl war eindeutig: der Krieg schien uns furchtbarer als jedes andere Übel.

Ich hörte in die Bevölkerung hinein: nirgendwo Begeisterung, aber die bürgerliche Schicht glaubte der deutschen Propaganda: „Der Straßburger Sender lügt“ und „Wie ruhig sind unsere Leute!“ – „Die Tschechen haben mobilisiert, heute Abend folgt unsere Mobilisation. Na schön.“ – „Jetzt muß sich zeigen, wer siegt, Faschismus oder Bolschewismus. Werden ja sehen.“ Dann aber: „Frau

⁷² Die Verse stammen aus Friedrich Schillers Gedicht „Das Lied von der Glocke“.

Städele, die immer so laut ‚Heil Hitler‘ gesagt hat, sagt’s auch nicht mehr.“ – „Meinen Mann haben sie in der Nacht geholt. Morgen soll er nach Tschechien gehen. Was soll nur aus dem allen werden?“ Das war so Gesprächsfetzen, die man auffing. Ein Berliner Chauffeur erzählt mir von der der Stimmung seiner Kollegen. Denen kann man nichts vormachen, jeder sucht seine individuelle Lösung. „Ick zum Beispiel“, sagt der dicke Chauffeur, „jehe zunächst mal ins Krankenhaus. Ick hab da wat im Hals, det wird operiert und dauert lange. Bis dahin is der Krieg zu Ende.“

Als alles unabwendbar schien, kam wie ein Wunder die Meldung vom Treffen der vier Staatsmänner in München. Ich blieb bis spät in die Nacht am Radio, das Ergebnis hört ich aber nicht mehr. Am nächsten Morgen war dann der Frieden „ausgebrochen“. Extrablätter meldeten „Der europäische Frieden gesichert“. Die Menschen atmeten auf. Man hörte, daß sich in Freiburg auf der Kaiserstraße „Volksgenossen umarmt haben“. Wir suchten uns über die Taktik Hitlers klar zu werden. Meine Auffassung, die in meiner Wette zum Ausdruck kam, hat sich durch den Verlauf der Septemberkrise nicht geändert. Sie ist auch heut noch gleich. Hat Hitler geblufft? Hätte er den Krieg nicht gewagt, wenn die Westmächte seine Forderungen nicht erfüllt hätten? Ich glaube, er hat nicht geblufft. Er wäre einmarschiert, hätte die Tschechen in wenigen Tagen niedergemacht und gehofft, daß die vollzogene Unterwerfung einen europäischen Krieg nicht auslösen würde. Er rechnete mit Englands mangelhafter Aufrüstung und mit seinem Friedenswunsch. An Rußlands Eingreifen zugunsten der Tschechoslowakei hat die nationalsozialistische Führung nie geglaubt. Daß ihm Sudeten-deutschland unblutig zugefallen ist, war ihm nicht unbedingt recht. Allzu gern hätte er sich ohne großen Einsatz mit dem Lorbeer des siegreichen Feldherrn geschmückt. Die Pose liegt ihm, und er leidet an seiner unterdrückten Rede auf die Gefallenen. Wie schön hätte sein Hofmaler Ziegler ihn gemalt: am Grab es ersten deutschen Soldaten, der für Groß-Deutschland gefallen ist. Ich seh das Bild, und ich kenne es; nicht nur von Wilhelm II. her, der sich geschmacklos genug an einem Soldatengrab knieend malen ließ. Hitler selbst hat sich etwa 1929 am offenen Grab eines seiner Leute „in ernstem Sinnen“ aufnehmen lassen. Es war irgendwo in Schleswig, wo ein SA-Mann in einem Raufhandel geendet hatte. Man soll das Komödiantische in Hitler nicht unterschätzen; es wirkt in die Politik der Welt hinein.

Was uns von den Baden-Badener Tagen nach dem Krieg blieb, war nicht beglückend. Ein kleiner jüdischer Kaufmann sagte mir: „Wer weiß, ob diese Lösung gut für uns war. Vielleicht wären unsere Kinder noch einmal freie Menschen geworden, wenn ,s anders gekommen wäre.“ Auch in uns meldete sich der gleiche Katzenjammer, der nach dem Freudentaumel nun das englische Volk ergriffen hatte, und ich sah klar, daß sich der Austreibungsprozeß fortsetzen würde. Wenn ich die Berge hinaufging, prüfte ich mein Herz, wie es auf Steigen reagierte – Buchenwald ist hügelig. An einem Berghang liegt der jüdische Friedhof. Dort ruht Hans Kahn. Steht er noch vor Dir, der frische Junge aus Baden-Baden, den ein verrückter Schulkamerad, verwirrt von den Parolen des

deutschvölkischen Schutz- und Trutzbundes, im Februar 1920 auf offener Straße niedergeschossen hat? Das war das erste Blutopfer des Judenhasses. Wer denkt noch an ihn? Außer seinen Eltern und mir, der ich unseren Leidensweg und all seine Stationen so unverlierbar im Gedächtnis habe?

In den letzten Septembertagen hatten wir uns in einem Brief „Fünf Minuten vor Kriegsausbruch“ von Euch verabschiedet. Jetzt sprechen wir über Euer Affidavit-Angebot. Noch halten wir unsere eigene Auswanderung für unwahrscheinlich, und ich wehre mich gegen den Gedanken. Aber vielleicht kann sich in dem Austreibungsprozeß die Juni-Aktion wiederholen, und für diesen Fall soll, wenn es gar nicht anders geht, ein Affidavit da sein. Ganz fest in uns die Gewißheit, daß, was auch immer das nächste Jahr bringt, dies unsere letzte Urlaubsreise ist. Deshalb will sich Eva noch von ihrem Heidelberg verabschieden. Wir verleben dort zwei freundliche Tage. Ich lasse mir die Manessische Handschrift zeigen und lese jeden Satz des alten Süßkind von Trimberg. Dem ist es auch nicht gut gegangen, und das deutsche Minnesingen ist ihm schlecht gelohnt worden. Der Neckar, das Schloß, der Odenwald, die Stimmung in den Gassen rund um die Universität, darum rankt sich die Romantik der deutschen Studenten-Poesie, aber wir hören ihre Lieder heute nur noch ganz leise verklingend aus großer Ferne; sie grüßen uns wie zum Abschied.

Wir kehren nach Berlin zurück, und ich erfahre, wie man dort die Krise erlebt hat. Die Spannung im Volk sei unerträglich gewesen, und nicht minder die besonderen Befürchtungen der Juden. Kassandros hatte furchtbare Nachrichten gebracht: Bei Kriegsausbruch hätten alle männlichen Juden bis zu einer bestimmten Altersgrenze in die Konzentrationslager überführt werden sollen. Von den alten Insassen hätte man einige Zehntausend kurzerhand fusillieren wollen. Beide Nachrichten glaubte ich nicht. Die zweite erschien mir völlig unwahrscheinlich. Auch die erste wurde aus dem Kriegsministerium nicht bestätigt. Natürlich hätte man für den Kriegsfall die Festnahme bestimmter Persönlichkeiten vorbereitet, aber das seien Politiker der Republik und andere unsichere Kantonisten, nicht etwa grundsätzlich Juden.

Aber die anderen Meldungen, die ich in Berlin vorfinde, bestätigen meine Befürchtung. Es geht munter weiter; Erpressung und Korruption toben sich ungehemmt aus. Der Berliner Polizeipräsident Helldorf hat Paßsperre über alle Juden verfügt, die mehr als 300 000 RM Vermögen haben. Sie zahlen zwar ein Viertel davon als Reichsfluchtsteuer, aber was gilt schon ein Gesetz im Dritten Reich. Helldorf hat einen „Notfond“ geschaffen, natürlich nur zur Linderung jüdischer Not, und er läßt die Opfer ohne jede Scham vor. Sein Adjutant, Regierungsassessor Müller-Scholtes, hat die Vermögensanmeldung und den Paß des Auswanderers vor sich liegen, den schwenkt er lockend und vielversprechend, wenn er mit ihm spricht. Aber ausgehändigt wird er nur gegen eine „Helldorf-Spende“, die ja nach dem Vermögen zwischen 50 000 und 300 000 RM schwankt. Sie ist natürlich neben der Reichsfluchtsteuer und den vielen anderen Abgaben zu zahlen.

Ein Rechtsanwalt Kussmann hat sich in dieses neuartige Geschäft eingeschaltet. Er verspricht, die gesperrten Pässe gegen Zahlung einer Spende für den

Gau Ober-Donau zu vermitteln. Er und ein österreichischer Gauleiter teilen sich den Raub. „Sie verstehen, der Führer hat meinem Freund einen Sonderauftrag für das Notgebiet Oberdonau gegeben; mein Freund ist sehr einflußreich, und wenn Sie ihm bei seiner großen Aufgabe helfen, wird er Ihnen den Paß beschaffen können.“ (Die Sätze, die hier erpreßt werden, sind etwas geringer als in Helldorfs Amtsgebäude) Helldorf wundert sich. Welche Kreatur gibt dem Kussmann die Judenpässe, die hier im Schreibtisch des Adjutanten liegen? Helldorf wehrt sich gegen die unlautere Konkurrenz, und die Juden sollen nun gar Spitzeldienst für den Berliner Polizeipräsidenten leisten. „Gehen Sie auf die Vorschläge dieses Rechtsanwaltes zum Schein ein“, sagt Müller-Scholtes. „Wenn Sie uns dann das Material in die Hand geben, ermäßigen wir Ihre Helldorf-Spende von 300 000 RM auf 50 000 RM.“ So sitzen sie, die Wohlhabenden, wiederum zwischen zwei Feuern, und wissen nicht, wie sie sich ins Freie retten können, obwohl ihre legalen Abgaben längst gezahlt und die Koffer gepackt sind.

Auch die Devisenstellen sinnen darüber nach, wie sie die Daumenschrauben noch schärfer anziehen können. Vielleicht kann man sich einen Lobstrich verdienen, wenn man die Gold-Diskont-Abgabe für auswandernde Juden erhöht. Bisher müssen Juden, die ihre Habseligkeiten, ihre Möbel, ihre Wäsche, ihre Anzüge mitnehmen wollen, hundert Prozent des Neuanschaffungswerts als Abgabe an die deutsche Gold-Diskont-Bank zahlen, sofern die Sachen nach 1933 gekauft sind. Warum eigentlich nur 100%, warum nicht 1000, warum nicht 3000%? Das deutsche Reich plündert die Juden aus, und die Devisenstellen in München und Nürnberg helfen dabei mit neuen Abgabe-Sätzen von 1000 und 3000% und machen so selbst die bescheidensten Anschaffungen unmöglich.

In Franken reist ein Vertreter des Gau-Wirtschaftsberaters von Dorf zu Dorf. Er lädt die Juden vor, der Bürgermeister und ein Notar sind anwesend. Nach den üblichen Drohnungen „verkaufen“ die Juden ihren Grundbesitz freiwillig für den Preis der arischen Hypotheken. Dann müssen sie sich auch noch verpflichten, ihren Wohnort bis zum 31. Dezember zu verlassen. „Wie, die Mutter ist 75 Jahre alt, und Sie möchten gern, daß sie hier wohnen bleibt? Aber warum? In Stuttgart wird ein Juden-Ghetto gebaut. Da kommt die Mutter eben hin, oder sie wandert aus.“ Die kleinen Ortszeitungen bringen dann eine kurze Notiz: „Das Grundstück des Juden A erhielt Bauer B, das des Juden C Kaufmann D.“ – Wer gute Beziehungen zum Ortsgruppenleiter hat, „bekommt“ ein Judengrundstück. Die anderen gehen leer aus und „meckern“ so laut, daß der Bürgermeister von Burgsinn eine Warnung gegen die Gerüchtemacher veröffentlicht. Solche ausgeraubten Juden kommen zu mir. Einer aus Burgsinn hat das E.K.I. Als einziger Soldat seines Heimatdorfs. Er ist im Heeresbericht namentlich erwähnt. Aber was gilt das heute? Die Juden sind Freiwild, ihre Habe liegt auf der Straße, man muß sie nur geschickt aufzulesen verstehen. Shylock⁷³ wohnt jetzt in Deutschland; er ist rein arischer Abstammung.

⁷³ Der jüdische Kaufmann Shylock aus Shakespeare's Theaterstück „Der Kaufmann von Venedig“ wurde zu einem Prototyp des Antisemitismus.

In den fränkischen Dörfern haben während und nach der September-Krise, ganz wie ich es befürchtet hatte, pogromartige Ausschreitungen stattgefunden. Mein Kollege Dr. Otto Weiler spricht bei dem Staatssekretär des Bayerischen Innenministeriums und dem Münchener Polizeipräsidenten Freiherr von Eberstein vor, der gleichzeitig Bayerns oberster SS-Führer ist. Beide sind in der Form höflich und mißbilligen die Ausschreitungen, während sie gegen die wirtschaftliche Enteignung nicht einzuwenden haben. Zwar hat sich bisher kein Opfer wehren können, aber trotzdem sind offenbar Waffen in der Hand von Juden äußerst gefährlich. Deshalb wird für das ganze Reich die Waffenablieferung angeordnet. Auf den Polizeirevierern quittieren die alten Wachtmeister brummend den Empfang von chinesischen Dolchen, die bisher friedlich Briefe geöffnet haben, bestaunen bunte Studentensäbel und bedauern, daß sie meinen neuen Browning ohne Entgelt beschlagnahmen müssen. Der Reichsbund jüdischer Frontsoldaten bittet das Kriegsministerium, den jüdischen Reserveoffizieren ihre Offiziersdegen zu belassen. Warum man so eifrig Brieföffner und stumpfe Offiziersdegen sammelt, wissen wir nicht. Wir ahnen nicht, daß in drei Wochen der Jude Grynspan schießen und das deutsche Volk den Mord spontan rächen wird. Aber die SS leidet sichtlich an Vorahnungen und entwaffnet deshalb das gefährliche künftige Opfer der spontanen Maßnahme⁷⁴. – Die Enteignungsaktionen gehen weiter. Es ist, als ob alle Teufel in einer Teufelsküche zusammensaßen, um einen Höllenbrei zu kochen. Wir aber sind machtlos, und unsere mühsam erneuerte Nervensubstanz wird von den Teufeleien zerfressen.

Dann wieder packt uns ein Einzelschicksal, das plötzlich aus der Ruhe unpolitischen Lebens gezerzt und in den Wirbel lebensvernichtender Katastrophen gerissen wird. Ernst Pick, Evas Lieblingsvetter, den treuestens Berater und Freund meiner Schwiegermutter, läßt die Gestapo vor, weil er als Anwalt im Auftrage einer Mandantin die Herausgabe eines Passes beantragt hat. Aber statt des Passes erwartet ihn ein Verhör. Sein Schriftsatz an das „Geheime Staatspolizeiamt“ enthält einen verhängnisvollen Tippfehler. Der erste Satz des Textes lautet: „Durch Verfügung des Gemeinen Staatspolizeiamts“.

„Sie meinen doch nicht im Ernst, daß ich vorsätzlich so etwas diktiert habe?“

„Doch, wir müssen das annehmen.“

„Sie halten mir also für geisteskrank?“

„Sie sind uns jedenfalls verantwortlich.“

„Rufen Sie doch meine Sekretärin mit dem Stenogrammbuch.“

Es wird festgestellt, daß im Stenogrammbuch korrekt „Geheime“ diktiert ist und steht.

„Sie werden von uns hören.“

⁷⁴ Vermutlich irrte Reichmann hier im Datum. Die vom Reichsinnenministerium erlassene „Verordnung über den Waffenbesitz von Juden“, der zufolge Juden sämtliche Schuß-, Hieb- und Stoßwaffen unverzüglich bei der Ortspolizei abzugeben hatten, stammte vom 11. 11. 1938, also zwei Tage nach dem Pogrom (RGBl I, S. 1573).

Nach acht Tagen werden Ernst Pick und seine Sekretärin erneut vorgeladen. Sie müssen viele Stunden warten. das ist die neue Praxis der Gestapo, um ihre Opfer zu zermürben.

„Ich habe Ihnen beiden zu eröffnen, daß Sie sich am 1. November, morgens acht Uhr, mit Zahnbürste und was man sonst so braucht, hier einzufinden haben.“

„Was soll das bedeuten?“

„Das können Sie sich ja denken.“

Wir beraten. In fünf Wochen endet Picks ehrenvolle Anwaltslaufbahn ohnehin, aber das genügt den Sadisten nicht. Der kränkliche vornehme Mann, im Krieg Offizier in der Marine, und seine jüdische Sekretärin sollen vorher noch „sitzen“. Wie langen, wofür, was nach der Haft, was kümmert die Gestapo, ob Juden diese Ungewißheit ertragen! Die Anwaltskammer wird unterrichtet, sie scheint die Niedertracht zu mißbilligen. Ihr Präsident spricht mit dem Anwaltsreferenten des Justizministerium. Am 1. November erscheinen die beiden „Verbrecher“ vor der Gestapo.

„Wann wandern Sie aus?“

„Ich bin zu krank, zu alt und ohne Vermögen. Ich habe an Auswanderung nicht denken können.“

„Bis zum 31. Dezember haben Sie beide Deutschland zu verlassen!“

„Mein Mann ist krank, und ich habe ein zwölfjähriges Kind“, fleht die Sekretärin. „Seit einem Jahr wollen wir auswandern; aber der Hilfsverein hat uns bis jetzt keine Möglichkeit nachweisen können. Ich kann doch nicht allein hinausgehen, ich muß doch meinen Mann und den Jungen mitnehmen, verstehen Sie das nicht? Seien Sie doch menschlich!“

„Ich bin Nationalsozialist, und Sie sind Jüdin. Wie kann ich da menschlich sein!“ (Ein anderer Erbe deutschen Geistes, Reichsbankinspektor der Berliner Devisenstelle hatte einem jüdischen Auswanderer auf sachliche Einwendungen schlicht erklärt: „Ich bin Nationalsozialist, und Sie sind Jude. Sie können nicht auswandern, sagen Sie, wenn der Staat Ihnen Ihr Vermögen völlig nimmt? Nun, die Parole des Nationalsozialismus heißt: ‚Juda verrecke‘ und nicht ‚Juda wandere aus‘“)

Ernst Pick, dessen Bruder am 10. November mein Lagerkamerad wurde, dessen nächste Verwandten nach Buchenwald und Sachsenhausen kamen, ist im Januar 1939 wie ein Dieb, der aus der Wohnung flüchtet, nach Palästina gegangen. Dort lebt er in kümmerlichen Verhältnissen, ein gebrochener Mann. Kriminalrat Gans von der Berliner Leitstelle der Geheimen Staatspolizei aber hat die Intervention des Reichsjustizministers gebührend beachtet; er hat den Judenanwalt nicht eingesperrt, sondern „nur“ aus Deutschland hinausgejagt.

Am 28. Oktober meldet sich in ganz früher Morgenstunde David Braun: Es sei wieder eine Aktion im Gang wie am 13. Juni. Diesmal gehe es gegen die Polen⁷⁵. Um sieben Uhr morgens seien drei blinde jüdische Polen aus dem Blindenheim

⁷⁵ Vgl. Einleitung S. 20.

Steglitz von der Polizei geholt worden. Was soll geschehen? Wir bitten unseren anwaltlichen Freund S. sofort zum Fremdenamt zu fahren, das die Aktion leitet. Er war schon um sechs Uhr morgens von verzweifelten Frauen geweckt worden. Die Aktion hatte schon in der Nacht begonnen. Er rast mit dem Auto zum Fremdenamt, das die Blinden großmütig frei gibt, dann zum Bahnhof, wo der Sammeltransport abfahrbereit steht. Am Nachmittag sind die Blinden wieder in ihrem Heim. Aber auch sonst rollen aus ganz Deutschland Züge mit 28 000 jüdischen Polen jeden Lebensalters, Frauen und Kindern von wenigen Tagen der polnischen Grenze zu. Die Polen weigern sich, ihre Landsleute aufzunehmen. Bei Bentschen treibt die SS die Menschenrudel mit Kolbenstößen über die grüne Grenze. Es wird diplomatisch interveniert. Auf den Grenzbahnhöfen warten die Züge. Die Menschen sind in leichter Kleidung, oft ohne Geld und ohne Lebensmittel, in die Abteile gepfercht worden. Es beglückt mich tief, daß in uns noch Lebenskraft und Hilfsbereitschaft ist: jede deutsche Grenzgemeinde, auch Beuthen, organisiert in wenigen Stunden ein Liebeswerk. Eure Schwester Else ist vom frühen Morgen bis spät in die Nacht auf dem Bahnhof. Milch wird herangeschafft, Brot und auch etwas Geld. Die diplomatischen Verhandlungen bringen eine Zwischenlösung: wer die deutsche Grenze noch nicht überschritten hat, darf zurückkehren; wer drüben ist, kommt in polnische Sammelager, wenn er sich nicht selbst erhalten kann oder Verwandte ihn ernähren. Vor dem Beuthener Bahnhof stehen Züge mit Hunderten, die die polnische Grenzkontrolle nicht hat passieren lassen, weil ihre Pässe nicht in Ordnung waren. Die deutsche Polizei weigert sich, den gleichen Zug, in den sie ihre Opfer gestopft hat, unentgeltlich zurückfahren zu lassen. Die „Reisenden“ müssen sich ihre Rückfahrkarten selbst kaufen, und die Beuthener Gemeinde muß die Fahrtkosten verauslagen. An einem Tag werden allein in Beuthen etwa 40 000 RM für Fahrkarten ausgegeben.

Die Aktion, so unmenschlich sie auch ist, hat einen politischen Hintergrund, der die Methode zwar nicht rechtfertigt, das Motiv aber wenigstens erkennen läßt. Die Polen hatten ein Ausbürgerungsgesetz erlassen. Sie verweigerten der Mehrzahl ihrer Staatsangehörigen in Deutschland die Paßverlängerung und brachten so Tausende in Gefahr, mit einem Mal staatenlos zu werden. Staatenlose aber braucht niemand zu nehmen, wenn das deutsche Reich sie ausweist. So weist man die künftigen Staatenlosen zu einem Zeitpunkt aus, zu dem sie noch polnische Staatsangehörige sind. Am 1. November trat das polnische Ausbürgerungsgesetz in Kraft, also wurde die deutsche Aktion auf den 28. Oktober festgesetzt. Mein Bürobote, Isaak Jäger, ist auch „verfrachtet“ worden. Der anständige junge Mann, der in Berlin geboren ist, kein Wort polnisch versteht und Polen nie gesehen hat, sitzt seit dem 28. Oktober in bitterer Not in Bentschen.

Die deutsche Bevölkerung hatte diese Massenaktion gesehen, und man hörte hie und da ein Wort der Mißbilligung und des Mitleids. Auf dem Essener Hauptbahnhof hatte ein „Tollkühner“ gerufen: „Gibt es denn hier keinen Tierschutzverein?“ Die Polizei hatte ihren Dienst widerwillig getan, aber sie hatte ihn natürlich getan, und es ist niemand in Deutschland, der Widerspruch gewagt hätte. Ich treffe den Gymnasiallehrer X., den ich viele Jahre nicht gesehen habe. Er kommt

auf mich zu und sagt statt eines Grußes: „Man muß sich schämen, Deutscher zu sein.“ Ich antworte: „Sie haben ganz recht, schämen Sie sich nur!“ Er erzählt von Kritik im Kreise seiner Kollegen und meint, daß seine älteren Schüler nicht alles glauben, was ihnen in den Kursen der Hitler-Jugend gelehrt wird. Er hält es für sehr mutig, daß er im großen Berlin bei mir auf der Straße stehen bleibt, und so befreie ich ihn nach kurzer Zeit von der Gefahr.

Seit dem Sommer verhandelten wir mit dem Hilfsverein, mit dem wir uns fusionieren wollen. So würde wenigstens ein guter Organisationsapparat geschaffen werden. Die deutschen Juden können ohnehin zwei große Organisationen finanziell nicht mehr tragen, und die Sorge um die Erhaltung unseres Vereins, gewichtig und lastend, aber doch nicht entscheidend unter meinen Sorgen, würde gemildert werden.